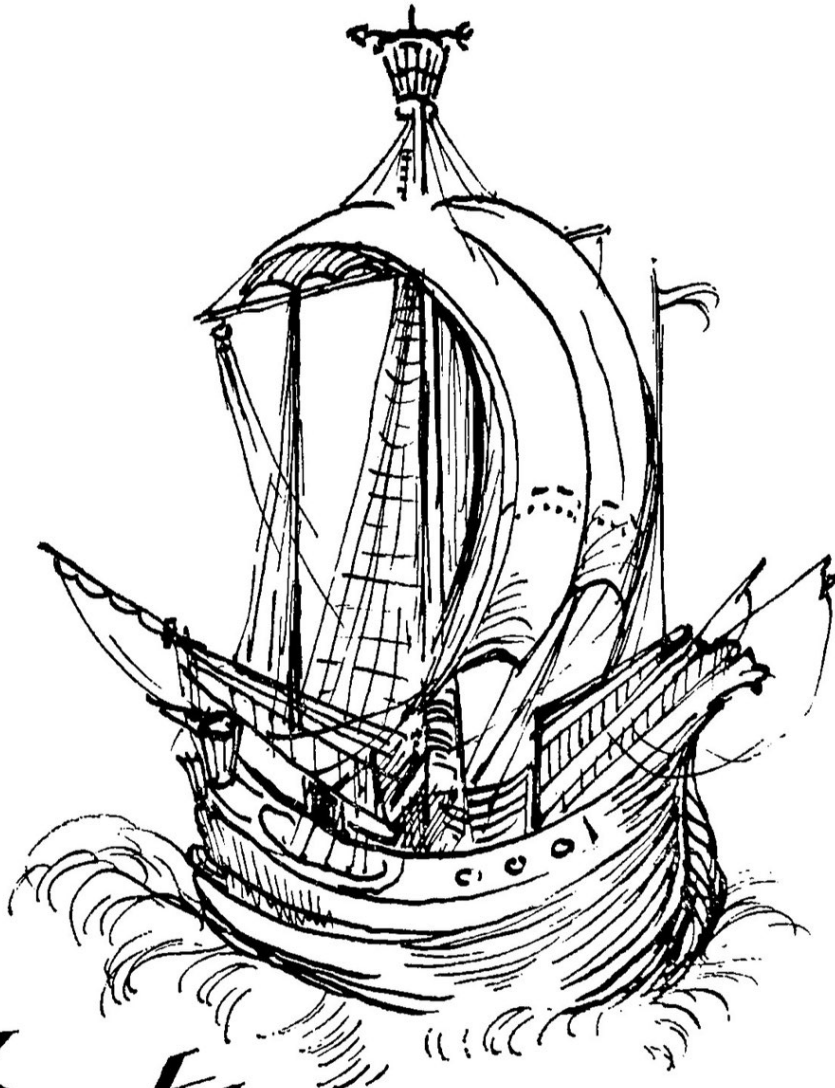

THORA THYSELius



kleine
herrlichkeit

Thora Thyselius

Kleine Herrlichkeit

1966

DRUCK UND VERLAG C. L. METTCKER & SÖHNE
JEVER

Inhalt

Seite 7: Drei Friesinnen

Seite 29: Dude und Gerold

Seite 43: Die kleine Herrlichkeit

Seite 83: Brommy

Drei Friesinnen

Foelke Kampman

Oeka tom Broek

Theeda Ukena

FOELKE KAMPANA

„Quade Foelke, quade Foelke!“ riefen die Kinder, die verstreckt hinter dem dicken Heuhocken lagen, aber die alte Frau achtete ihrer nicht. Starren Gesichts ging sie weiter, bückte sich hier nach ein paar duftenden Kräutern, prüfte die Reife der Samen.

Doch dies alles rührte nicht an ihr Herz, es weckte nicht, wie in anderen Jahren, die Erinnerung an ihre Mutter, die sie diese in Blumen und Kräutern verborgenen Wunder sehen gelehrt hatte. Müde und gleichsam teilnahmslos sammelte sie die heilenden Pflanzen.

Als sie sich plötzlich dessen selbst bewußt wurde, erschrak sie. Wie sollte sie denn Wunden heilen und Schmerzen stillen, wenn sie nicht mit den rechten liebenden Gedanken diese Kräfte der Erde nahm, die sie in tausendfacher Vielfalt dem bot, der sie im rechten Glauben suchte.

Foelke Kampana setzte sich an den Grabenrand, dort, wo der Klee süß und verlockend duftete, und ihre alten Augen blickten spähend über das weite flache Land. Diese Weite, die kein Busch begrenzte, die durch keinen Baum unterbrochen wurde, die sich grün und sommerlich und sarr bis an den Horizont dehnte, hatte ihr Herz manches Mal mit Frieden erfüllt.

Jeder, der hier geboren war, mußte dies Land lieben, das der Fremdling kahl und unwirtlich nannte, und alle Friesen zog es mit unwiderstehlicher Sehnsucht zum Nordmeer, so sehr sie auch die Buntheit anderer Länder verlocken mochte.

Jetzt streckten die Kinder wieder die Flachsköpfe hinter den Heuhocken hervor und riefen quarrend und häßlich: „Quade Foelke, quade Foelke!“

Die Züge der Frau wurden wieder starr und trauriger als vordem. Nein, man liebe sie nicht im Brockerland. Quade — böse — schimpften die Kinder sie. Hinter ihrem Rücken raunte man von entsetzlichen Greuelarten, die sie aus Rache an den Feinden Okdo tom Broeks begangen haben sollte, aber von solcher Schuld wußte sie sich frei. Lastender war ihr der Vorwurf, Unglück über die Broeckmänner gebracht zu haben.

Geschäftig zupften ihre alten Finger die Blüten der Kamille in einen Korb. Wie sehr hatte Okdo diesen milden Duft geliebt...

Warum mußte sie den Mann verlieren, da sie ihn kaum gewonnen hatte? Foelke schrak zusammen. Es hatte sich jemand lautlos neben sie gesetzt. Er nahm ihre Hand in die seine und sah sie warm an.

„Allmer? Du?“ Der Priester war ein naher Verwandter der tom Broeks. Er hatte an Foelkes Kindern Vaterstelle vertreten nach dem frühen Tode Ritter Odkos — und vielleicht hatte er einmal in seiner Jugend gehofft, Foelke Kampanas Liebe zu gewinnen.

Die Friesen legten ihren Priestern nicht den unnatürlichen Zwang der Ehelosigkeit auf, so sehr ihnen auch diese Freiheit von anderer Seite verargt werden mochte.

Aber Foelke hatte wohl nie daran gedacht, ein anderer Mann könne sie begehren nach Odko tom Broek, den sie geliebt hatte, ehe sie ihm wirklich begegnete.

Eigentlich wurzelte diese Liebe schon in der tiefen Zuneigung zu dem alten Keno Hilmersna, der Foelke viel von dem fernem Sohn erzählt hatte. Aber damals hatte sie doch nicht denken können, Ritter Odko je im Leben zu begehren; denn der hatte gerade alle Bindungen zur alten Heimat zerschnitten. Er überließ dem jüngeren Bruder das Erbe, um selbst ganz frei für den Dienst bei der neapolitanischen Königin Johanna zu sein.

Vielleicht später begriff Foelke, daß Odko diese verführerische Frau liebte. Sie hatte ihn berauscht mit ihren tüppigen südländischen Reizen, sie hatte ihn gefesselt durch immer größere Gunst, durch sich immer steigende Ehren.

Doch damals hatte Foelke erfahren, daß Wünsche Gewalten sind: Eines Tages war Ritter Odko heimgekehrt, heimgekehrt nach Friesland und zu ihr. Freilich, wenn sie bedachte, was dem vorhergehen mußte, wagte sie es kaum noch ein Glück zu nennen.

Odkos jüngerer Bruder war gestorben, und der alte Keno, verwickelt in schwere Kämpfe, plagte sich bis in seinen Tod mit der bangen Frage, ob Odko das glanzvolle Dasein am Hofe der Königin aufgeben würde gegen all die Mühsal, die seiner in der Heimat wartete. Nach seinem Tode machten sich seine beiden Töchter Elbrig und Doda auf die beschwerliche Reise nach Neapel, um den Bruder an seine Treue gegen die Heimat zu mahnen.

Odko hatte es nie verwinden können, daß er Johanna im Streit gegen ihre politischen Widersacher allein lassen mußte, als er nach Friesland heimkehrte.

Kühl und besonnen, irgendwie unbeteiligt, ordnete er die Wirren, die anderen unübersehbar schienen. Diese schweigende Überlegenheit kränkte seine Landsleute und machte ihm viele zum Gegner.

Ebenso kühl und unbeteiligt nahm er nach seines verstorbenen Vaters Wunsch Foelke Kampana zur Gemahlin. Lange Zeit ahnte er nicht, welche hingebende Leidenschaft ihr Herz erfüllte. Aber sie wartete, sie wartete Tag um Tag, Jahr um Jahr, daß er endlich erkennen möge, wie sehr er von ihr geliebt wurde, daß ihre Liebe nicht geringer wog als die der neapolitanischen Königin. Sie wollte ihn lösen aus seiner Starrheit. Einmal mußte er doch

erwachen und begreifen, daß er dicht bei sich, in seinen Armen, eine Frau hielt, die ihn in allem verstand, die in ihrem Willen ganz eins mit ihm war.

Doch in ihrer Hertheit der Frauen am Meer fand sie lange nicht das rechte Wort. Sie spürte, wie Odkos Gedanken immer noch bei Johanna waren. Manchmal sah Foelke ihn am Fenster sitzen und zu seiner Harfe die weichen südländischen Melodien singen, aber dieser Klang wollte schlecht zu dem Rauschen des Nordmeeres stimmen.

Eines Tages brachte Odko ihr den kleinen Widzel ins Haus — es war vor der Zeit, da sie selbst ein Kind von ihm hatte. Der Ritter gab ihr keine Erklärung, ob dieser blonde blauäugige Junge ein Kind der Königin Johanna sei oder ob er eine friesische Mutter hatte. Dessen bedurfte es auch für Foelke nicht. Sie liebte Widzel, weil er Odkos Sohn war. Und dies hatte ihr allmählich ihres Mannes Liebe gewonnen.

Später durfte sie selber drei Kindern aus seinem Blut das Leben geben: der dunklen schwermütigen Oka, der heiteren Terra und Keno, dem Erben des Brokmerlandes. Aber Widzel hatte sie geliebt, als wäre er ihr eigener ältester Sohn.

Diese Gedanken zogen durch Foelkes Seele, während sie da am Wegrande saß neben Allmer, der so tief in ihr Leben verwoben war. Ja, Allmer war von Anbeginn da gewesen, bevor noch Odko aus der Fremde heimkehrte. Und Allmer war geblieben, jetzt, wo alle tot waren, die sie geliebt hatte — alle außer einem.

„Du bist diesen Weg gegangen, um deinem Enkel entgegen zu gehen?“ Behutsam stellte der Priester diese Frage. Die beiden Alten warteten nun Tag um Tag auf die Heimkehr Odko Kenasna, des letzten tom Broeks.

Sein Halbbruder brachte ihnen Nachricht, daß Fodko Ukena ihn endlich nach siebenjähriger Haft entlassen hätte.

Der alte Ukena hatte mit Odko tom Broek um die Vormachtstellung in Ostfriesland gerungen. Er, der einst Ritter Odkos ergebener Lehnsmann, Kenos treuer Freund gewesen war, wurde zum erbitterten Feinde des jungen Odko. Er warf ihm Hochmut und Herrschsucht vor — und barg hinter diesen Vorwürfen seine eigene Machtgier.

Foelke mußte sich eingestehen, daß der Enkel in vielem unbesonnen gehandelt hatte. Er verstrickte sich zuletzt so in Fehden, daß ihm kein Ausweg blieb. Triumphierend schleppte Ukena den von allen Verlassenen ins Gefängnis — er verwahrte ihn gut in einem Turm, in dem er die Sonne nicht sah — sieben Jahre lang.

Aber dann hatte das Leben Ukena zu Boden gezwungen. Er verlor seine beiden Söhne Udo und Uko auf dem Schlachtfeld, alle Häuptlinge Ostfrieslands standen gegen ihn auf. Schließlich sah er sich gezwungen, Odko Kenasna aus der Haft zu entlassen.

Und nun wartete die alte Stammutter auf den Heimkehrer. Allmer sah ihr besorgt in das schmerzvolle Antlitz.

„Herrgott, war auch dies noch nötig? War die Last nicht schwer und hart genug, die Du ihr zu tragen gabst?“

Wieder versanken die beiden Altren in ihre Gedanken an die Vergangenheit.

Als Ritter Odkos Sehnen nach der fernen Frau in Italien still geworden war, als er die Friesin, die in immer bereiter Liebe neben ihm ging, zu erkennen begann, hatte ihn Mörderhand aus dem Leben gerissen.

Allmer hatte lange Zeit gebangt, Foelke könnte den Verstand verlieren.

Nichts vermochte, sie aus ihrem Schmerz zu lösen. Sie hatte den Geliebten verloren — jetzt lohnte sich ihr Leben nicht mehr. Sie mußte Tag und Nacht bewacht werden, um sie zu bewahren vor dem letzten Schritt, der sie von dem Tode trennte.

Nur Widzels Nähe ertrug sie, und Widzel fand auch den Weg für sie, der sie allmählich wieder ins Leben zurückführte. Er schweig nicht — wie die anderen — von Ritter Odko, sondern überall stellte er das strahlende Bild des Vaters in den Tag, bis Foelke endlich verstand, daß keiner, der den Schritt über die Schwelle tut, tot ist für uns, die wir ihn lieben, sondern daß er uns in dem Maße verbunden bleibt, wie wir seiner bedürfen.

Das gab Foelke die Kraft, zusammen mit Widzel die Regierung des Brokmerlandes fortzuführen im Sinne ihres Mannes, bis Keno sein Erbe übernehmen konnte.

Keno . . .

Leicht streichelte Foelke über Allmers Hand, die lang und schmal neben ihr im Gras lag. Fragend blickte der Priester sie an.

„Ja, Keno war allzeit mehr dein Sohn als meiner“, wandte sich Foelke ihm zu. „Du hast viel verloren, als er Widzel sobald in den Tod folgen mußte.“

Stumm senkte Allmer den Kopf. Er hatte wahrhaftig Keno tom Broek geliebt, als wäre er sein eigener Sohn. Auf weiten Reisen erworbene Erkenntnisse und alle Gelehrsamkeit, die bei dem Priester nicht trocken und tot war, hatte er dem jungen Menschen vernittelt, er ließ ihn unterweisen in allen ritterlichen Künsten, so daß in der Einsamkeit der Marschen am Nordmeer ein Edelmann herangewachsen war, der sich am Hofe des Kaisers wohl zu bewegen verstand. Beglückt hatte Allmer den jungen Verwandten zum Manne heranreifen sehen, Keno vergaude seine Kraft nicht in nutzloser Gier nach vergänglichem Gütern dieses Lebens, vielmehr wollte er dies Leben meistern, um Gott zu dienen mit allem Gut, das ihm vom Schicksal anvertraut war.

Welche Hoffnungen waren zunichte geworden, als Keno so früh sein Le-

ben verlor! Eine grenzenlose Trauer hatte Allmer erfaßt, und er, der bisher alles Leid so willig ertragen hatte, haederte mit Gott.

Doch diesmal war es Foelke gewesen, von der ihm Hilfe gekommen war. Seit dem Tode ihres Mannes konnte gleichsam nichts mehr ihre Seele so tief erschüttern, daß sie es nicht zu tragen vermochte hätte. Über diesen Schmerz hinweg hatte sie gelernt, dennoch an einen Sinn des Lebens zu glauben, und dieser Glaube konnte ihr nun durch nichts mehr genommen werden.

Nie würde er die Stunde vergessen, da sie ihm ihre Seele offenbarte. Sie gingen miteinander auf dem Deich entlang, um sich zu überzeugen, ob alles gegen die bevorstehenden Herbststürme gerüstet war. Kenos Arbeit war dies gewesen, und sein Sohn war noch so klein, daß er am liebsten auf der Mutter Schoß saß.

Allmer überfiel der Schmerz in dieser Stunde so hart, daß er dessen nicht Herr zu werden vermochte. Da hatte Foelke seine Hand genommen, wie eben jetzt, und hatte zu ihm gesprochen:

„Wir Menschen bedürfen wohl dieser harten Prüfungen, um zu Gott zu gelangen. Mir hat in meiner Jugend oft gebangt vor einem Glüick, das mich Gottes vergessen ließe. Nun hat er es allezeit so gefügt, daß der Schmerz groß und heilig in meinem Leben steht und mir den Nacken beugt. Du weißt, Allmer, daß ich lange Zeit keinen anderen Wunsch hatte, als Odko in den Tod zu folgen. Die Liebe zu ihm erfüllte mich vollends — er war meines Lebens Mitte. Da ich ihn verloren hatte, schien mir alles ohne Sinn.“

Die Kinder? Nein, es war ein Gottversuchen, ein zweites Mal alles auf Menschen aufzubauen, die mir morgen genommen werden konnten. Und siehe: Ich habe Widzel verloren, Keno mußte sterben. Und Oka wurde durch einen grausigen Tod ausgelöscht.

Aber ich lebe.

Die Leute nennen mich die „Quade“. Sie glauben, soviel Unglück könne nur die Strafe für böse Freveltat sein.

Ich aber glaube, daß Gott nur denen so Schweres auferlegt, die ihm nahe sind.

In all meinem Unglück habe ich gelernt, meines Lebens Mitte in mir selbst zu finden. In jedem von uns ist etwas, um das es sich lohnt, das von Gott kommt und zu Gott will. Es ist nicht gleichgültig für Gott und die Welt, ob ich an meinem Leid zerbreche oder ob ich es zu tragen vermag, ohne Schaden an meiner Seele zu erleiden.

Ich kann nicht mein Leben von mir tun wie ein abgetragenes Kleid. Ich muß meine Kräfte erhalten und all mein Können entfalten, um meine Aufgabe auf dieser Erde zu erfüllen.“

Wie eine Seherin, von der alte Schriften kündeten, war dem Priester da-

mal's Foelke Kampana erschienen. Von dieser Stunde an liebte er diese Frau mit einer Liebe, die nicht in diesem Leben ihre Grenze findet.

Allmer wollte ihr dies sagen, aber jetzt stand Foelke Kampana auf und deutete mit ihrer Greisenhand gen Westen, wo die Sonne ihr Farbenspiel über den blassen Himmel ergoß.

Ganz in der Ferne hatten ihre alten Augen einen Mann erspäht, der sich müde an einem Stock weiterschleppte. Als er die beiden Alten erreicht hatte, streckte er zitternd die Hand aus: „Ingeborg?“ Seine Stimme war ohne Klang. Foelke sah nun, sein Haar war völlig weiß, und da sie ihn nach seiner Frau fragen hörte, begriff sie, daß er fast blind war.

Da zog sie weinend seinen Kopf an ihre Brust. „Ingeborg ist tot. Sie ertrug es nicht länger; von dir getrennt zu sein, mein Odo. Sie hat dich geliebt, wie nur je eine Frau ihren Mann auf dieser Erde geliebt hat.“

Schweigend und ohne Träne setzte der Mann mit den beiden Alten den Heimweg fort. Sie vermochten mit keinem Wort, seine Starrheit zu lösen.

Foelke fühlte: Auch ihn, den letzten tom Broek, würde sie von ihrer Seite verlieren, auch ihn zu überleben würde ihr aufgelegt werden.

Und sie wußte auch: Der Enkel hatte nicht mehr die Kraft, das vergessene Erbe seiner Väter wieder aufzurichten. Sie mußte am Ende ihrer Tage erleben, wie alles, wofür sie ein Menschenleben lang gestrebt und gekämpft hatte, zerrann, verwehte wie Spreu im Wind. Das Brokmerland, Ritter Odos Land, war zersplittert und ohne Erben.

Hätte es dessen bedurft, um sie zu lehren, daß dies Leben um äußeren Besitz nicht lohnt?

OCCA TOM BROEK

Ocka lag im warmen Ufersand. Die weichen Wellen, die der Sommerwind kräuselte, umspielten ihre weiße Haut.

Ocka sehnte sich — so sehr sehnte sie sich nach Waite und Freiheit. Sie sehnte sich nach dem Leben.

Der kleine Keno lief zu der Mutter und ließ sonnenheißen Sand auf ihre nackten Arme rinnen, aber sie lachte nicht mit ihm. Enttäuscht schlich sich der kleine Bursche davon zu den größeren Schwestern Hebe und Erte, die ein herrliches Schiff bauten, in dem sie „Störbecker“ spielen wollten.

Aber die Mutter achtete nicht auf die Zurufe der Kinder. Sie bewegte dunkle Gedanken in ihrem Herzen.

Da lebte sie nun in diesem Haus am Meer und hatte Kinder und Reichtum und Fülle. Sie hatte einen Mann, den sie sich selbst gewählt hatte. Und Lütet

war gut zu ihr. Ja, geduldig, nur allzu geduldig, ließ er ihre Launen über sich ergehen. Ocka verzog verächtlich ihren Mund, das war auch alles, was er verstand, außer seinen Kühen und Pferden und Schweinen.

Er war ein Bauer, und sie taugte so wenig zur Bäuerin. Träumerisch glitt ihr dunkler Blick über das Meer, das in der Sonnenglut glitzerte. Einem Seefahrer hätte sie folgen mögen, einem, der die Pracht fremder Länder vor ihr ausbreitete, dessen Tag ein atemberaubendes Abenteuer war, der sie nachts heiß und wild in seine Arme riß.

Stattdessen gehörte sie einem Manne an, dessen Welt die Weiden hinter seinem Hause waren, dem es von Bedeutung war, welchem Bullen er seine Kühe zuführte, der abends müde und schwitzend unter seinem Federberg lag.

Ocka schauderte. Was hatte Lütet nur vermocht, sie zu seinem Weibe zu begehren? Wollte er sie zu seinen übrigen Sätzen sammeln? Jedoch das war gewiß: Er liebte sie, mit dieser stillen selbstverständlichen Liebe, mit der er sein Land liebe und sein Vieh. Und seit sie ihm nach langer kinderloser Ehe diese drei Kinder geboren hatte, schien seine Nachsicht gegen sie ohne Grenzen.

Aber wie hatte sie selbst es nur über sich gewinnen können, diesem sturen Mann, dessen blasse Augen, dessen helle Haut sie langweilten, ihr Jawort zu geben?

Ihre Mutter, Foelke Kampana, hatte sie nicht dazu gedrängt. Nein, obwohl sie ein strenges Regiment im Brokmerlande führte seit Ritter Odos frühem Tod, hier hatte sie ihrer ältesten Tochter doch freien Willen gewährt.

„Ein Leben ist lang“, hatte die Mutter gesagt, „und ein Leben an der Seite eines ungeliebten Mannes möchte ich meinem schlimmsten Feinde nicht wünschen.“

Ocka hatte in der ersten Zeit wohl selbst geglaubt, sie liebe Lütet. Sie hatte gehofft, mit ihrem gequälten Herzen Ruhe zu finden an der Seite dieses so völlig in sich selbst ruhenden Mannes.

Solange Ocka denken konnte, hatte sie sich nach etwas Fernem, Unerreichbarem gesehnt. Der weise Priester Allmer, ein naher Verwandter ihres Hauses, hatte zu ihr gesagt: „Es ist das Fernweh der Friesen, Ocka. Das hat deinen Vater von der Küste fortgetrieben, daß er fast dort unten im Süden die Heimat vergaß. Dies Fernweh ist genau so stark wie das Heimweh, das uns packt, wenn wir das Nordmeer nicht mehr rauschen hören.“

Allmer war auch der einzige gewesen, der begriff, daß die stolze Ocka tom Broek ihre Seele wund reiben würde in der Ehe mit Lütet von Nesse.

An dem Morgen, als die Mutter sie mit der Hochzeitskrone schmückte, war Allmer zu ihr gekommen: „Bedenke, Tochter, du stehst fortan unter dem Eheschwert. Du gelobst ihm Treue bis in den Tod, diesem Manne, dem

du heute angerraut wirst. Es ist sein Recht, dich zu richten mit dem Schwert, wenn du diese Treue brichst.“

Von keinem als von Allmer hätte Oda solche Worte ertragen, aber Allmer vertrat seit Ritter Odkos Tod Väterstelle an ihr.

Unter dem Eheschwert...

Zwar war nach friesischen Recht die Ehe nicht unlöslich, ebenso wenig, wie der friesische Priester gehalten war, ehelos zu leben. Nie hätten die Menschen am Meer diese Vergewaltigung ihrer Freiheit ertragen wollen. Dennoch war der Gedanke ungeheuerlich, ein Band zu lösen, das zudem durch drei lebendige Kinder gefestigt schien.

Doch wie lange noch würde sie diese Fessel zu ertragen vermögen?

Oda schrak zusammen, als sie ganz aus der Nähe Lütters Stimme vernahm. Hebe und Erte sprangen jubelnd dem Vater entgegen. Ja, er wurde von den Mädchen geliebt, die hell und gesund waren wie er selbst. Doch der kleine Kano verkroch sich schau hinter der Mutter, die die schimmernde Weiße ihrer Glieder schau vor den Blicken des Mannes zu bergen versuchte.

Aber Lüter hob kaum den Blick, als er jetzt die Frau bar, in die Burg zu kommen, da Gäste auf sie warteten. Odkas dunkle Augen glühten in plötzlichem Feuer.

„Die Hamburgerei?“

„Nein“, Lütters Stimme klang gepreßt. „Vorerst ist es Klaus Störtebeker mit seinen Liekedelern.“

Lüter wandte sich zum Gehen. Er verspürte wenig Lust, Odkas Zorn über sich ergehen zu lassen, daß er solche Gäste bei sich willkommen hieß. Aber sollte er als einziger Häuptling in Ostfriesland seine Tasche dem schönen Verdienst verschließen, der aus dem Aufenthalt dieser Seelente erwuchs? Zwar mußte Lüter nicht zu entscheiden, ob ihr Handel zur See zu Recht bestand oder ob sie in Wahrheit Piraten und somit dem Galgen verfallen waren, wie die Hansesaten behaupteten. Ihm jedenfalls war die Gesellschaft Klaus Störtebeckers und seiner Liekedeler lieb, und die Goldstücke, die sie bereitwillig auf den Tisch zählten, unterschieden sich durch nichts von denen, die Lüter aus seinen Viehverkäufen in der schweren Truhe gesammelt hatte. Nein, in dieser Sache mochte er seinem Weibe nicht zu willigen sein.

Als sie am Abend in der Halle saßen, wußte Störtebeker seine Sache bereit zu verteidigen. Ob es denn nicht ein großes Unrecht sei, Hab und Gut so ungleich auf dieser Erde verteilt zu lassen? Er, Störtebeker, fühle sich betrunken, einen Ausgleich zu erzwingen. Ja, er überfele die fetten Pfefferstücke, die Hansesaten, und nehme ihnen ab, was sie zuviel hätten.

Seine Augen, deren Farbe ungewiß blieb, funkelten zu Oda hinüber, die zu überzeugen dem König des Meeres weit wichtiger war, als den farblosen

Häuptling zu gewinnen, dessen Meinung er mit ein paar Goldstücken kaufen konnte.

Oda jedoch lächelte ihr kleines abweisendes Lächeln, sie sprach auch nur sparsam dem schweren Wein zu, den der Gast als Kostbarkeit mitgebracht hatte. Nein, sie wollte sich nicht in diesem Gespräch mit Männern messen. Sie wollte nicht die Welt offenbaren, in der sie im Geheimen lebte, in die Lüter nie einen Blick tun durfte und die dieser fremde unheimliche Mann wohl vollends nicht begriff. Nein, diese da hätten sie wohl nur verächt, wenn sie ihnen erklärt hätte, wie völlig belanglos äußeres Hab und Gut für das eigentliche Leben sei, daß ein Reicher arm und ein Armer reich sein könne.

Oda verspürte auch keine Lust, diesem Störtebeker, der mit seiner Persönlichkeit Lüter völlig erdrückte, auf das Unrecht hinzuweisen, das er mit seinen Überfällen auf friedliche Handelsschiffe tat. Er war ein Mann der Unordnung, des Unfriedens, er störte — zerstörte die Harmonie, nach der zu streben einziger Sinn des Lebens sein konnte.

Je schweigsamer die schöne Hausfrau wurde, je feuriger setzte ihr Klaus Störtebeker mit seinen weltumstürzlerischen Ideen zu. Von dem Meer, aus dem alles Leben käme, mußte die große Känderung ausgehen. Wann erst den Hamburgern, Lübeckern, Danzigern all ihr Überfluß genommen wäre, dann wolle er, Störtebeker, aufstehen und das gewonnene Gut unter den Armen dieser Erde verteilen.

Verstohlen blickte Oda zu Lüter hinüber, auf dessen vollem Gesicht die Röte kam und ging wie bei einer Jungfrau. Auch dies, fand Oda, kleidete einen Mann in Lütters Jahren schlecht.

Sie hätte wissen mögen, wie es ihrem Gemahl gefallen würde, wenn Störtebeker als erstes die fetten Rinder aus den Weiden seines Gasgebers forttrieb, um sie den armen Häuslern im Moor zu schenken. Nein, länger mochte sie den Reden dieses unheimlichen Mannes nicht zuhören.

In dieser Nacht fand Oda wenig Ruhe. Sie hörte das Wispern und Rauschen in der Burg bis zum Morgengrauen. Schwer hallten die Schritte von Männern, Türangeln kreischten, Frauen kicherten.

Ja, Störtebeckers Neuerungen begnügten sich nicht mit der äußeren Habe. Oda wußte noch gut von dem letzten Besuch der Liekedeler, wie sich deren Wünsche auch auf Frauen und Mädchen erstreckten. Und dort fanden sie willige Aufnahme; denn die friesischen Männer pflegten zu dieser Zeit oft monatelang mit dem Auslieger Klaus Störtebeckers oder Gödeke Michels auf See zu sein.

Oda begriff nicht, daß Lüter dies zuließ, war er doch sonst so sehr auf Ordnung bedacht. Aber gegen Störtebeker schien er blind zu sein. Dieser Seekönig erdrückte ihn einfach mit seiner Persönlichkeit.

Warum stand Lütet nicht auf gegen diese dunklen Mächte und machte sie zunichte?

Entsetzt spürte die Frau, wie die Achtung vor ihrem Mann dahinschwand. Bisher hatte sie Lütet klar und sauber gesehen, und sie hatte sicher geglaubt, er würde sich überall für Recht und Ordnung einsetzen. Aber jetzt mußte er seine Schwäche erkennen. Lütet war kein Kämpfer — er war — nein! Sie durfte diesen Gedanken nicht zuende denken. Um der Kinder willen durfte sie es nicht, denn sie mußte ja weiter mit ihm leben.

Aber sie sehnte sich nach jenem anderen, dem sie sich völlig hätte hingeben können mit Leib und Seele und Geist, einem, der klar erkannte, was Recht und Unrecht war, was dem Sinn des Lebens diene und was ihm zuwider war:

Eckart von Ulsen . . .

Daß sie einander begegnen mußten, als sie an Lütet gebunden war! Sein Bild trug sie von Anbeginn in ihrem Herzen, nach ihm würde sie in ihrer Todesstunde verlangen. Sie waren einander vertraut, als wären sie eine lange Strecke Wegs miteinander gegangen — und in Wahrheit waren sie sich doch nur wenige Male begegnet, damals, als Eckart von Ulsen als Obmann der Hamburger zu Keno tom Broek gekommen war, um Ostfriesland von der Pest der Liekedeler zu befreien.

Wenn sie nur damals den Mut gefunden hätte, dem Drängen des Mannes nachzugeben und sich von Lütet loszureißen. Aber sie hatte Furcht vor dem Eheschwert — und damals hatte sie auch noch nicht erkannt, wie mächtig ihre Gefühle sie zueinander zogen. Sie mußte sich sehnen — ihr Leben lang — nach diesem Mann.

Es war im Morgenrauen, als Oka durch den dreimaligen Ruf des Kuckucks aufgeschreckt wurde. Sie richtete sich auf und lauschte atemlos. Da! Wieder! Nein, es war kein Zweifel — ihr geheimer Ruf! Eckart von Ulsen sandte ihr Botschaft. Er hatte sie nicht vergessen.

Oka warf den Umhang um und eilte lautlos durch die noch schlafende Burg zu dem Boren, der sie, verborgen hinter dem blühenden Hollunder, erwartete.

Eckart von Ulsen war im Lande. Er schickte ihr Grüße und kostbare Geschenke und das Versprechen, das Land von dem Piratengesindel zu befreien. Keine Bitte, ob er sie sehen dürfe, da Oka ihm dies einmal verwehrt hatte.

Aber seitdem waren sechs Jahre vergangen. Redlich hatte sie sich in dieser Zeit bemüht, Lütet eine gute Frau zu sein. Drei Kinder hatte sie ihm geboren. Sie hatte versucht, nicht mehr an Eckart von Ulsen zu denken.

Doch jetzt, gerade jetzt war der Wunsch nach seiner Nähe so brennend geworden. Sie errug dies Leben in dieser Enge neben dem häuerischen Mann nicht mehr.

18

Und war es nicht wie eine Antwort auf ihren Ruf, daß er jetzt kam, um gegen Störtebeker zu kämpfen?

Einmal, ein einziges Mal noch in diesem Leben wollte sie ihn sehen, ihm sagen, was er in ihrem Leben bedeute und daß sie in Gedanken aneinander leben wollten bis in den Tod.

Oka fühlte sich dem Geschehen des Tages seltsam entriickt. Verwundert folgte ihr Lütets Blick. Die Anwesenheit Störtebeckers, der sie sich anfangs so widersetzt hatte, schien sie gar nicht zu bemerken. Sie war von geheimen Strahlen umgeben, und Lütet konnte diesen Strahlenkreis nicht durchdringen.

Nein, er kannte sich nicht mehr aus mit seinem Weibe. Hatte er sie überhaupt je gekannt? Dennoch liebte er sie — wie man etwas sehr Schönes, nie Erreichbares liebt. Aber er liebte sie mit Schmerzen; denn er lebte ständig in der Angst, sie zu verlieren. Und in diesen Tagen wuchs seine Angst.

Lütet sah, wie Oka mit einem verlorenen Lächeln über die spielenden Kinder hinwegsaß. Sie hörte wohl gar nicht, daß der kleine Keno wehklagte, weil er sich gestoßen hatte. Vorwurtvoll nahm Lütet das zarte Kind auf den Arm. Aber auch das schien Oka nicht zu bemerken. Sie stand einfach auf und ging davon, den Deich entlang.

Stumm und verzweifelt starrte Lütet ihr nach. Und jetzt bemerkte er auch, daß sie eins der fremdländischen Gewänder trug, die ihr Vater ihr einst geschenkt hatte. Lütet hatte die italienische Mode nie leiden können, aber er sah wohl, daß sie die dunkle Schönheit seines Weibes sinnbetörend verstärkte.

Brennenden Auges starrte er ihr nach, wie sie mit leichten Schritten auf der Deichkappe dahinging. Für einen Augenblick sprang in ihm der Gedanke auf: Ich müßte ihr nachgehen, ich müßte sie zurückhalten! Aber dann setzte er müde den weinenden Keno in den Sand und ging hinüber zu der Pferdekoppel. —

Als Oka am Abend heimkam, leuchtete ihr Antlitz von einer Schönheit, die Lütet nie zuvor an ihr gesehen hatte.

„Wo kommst du her? Wo warst du an diesem heißen Tag?“ —

„Am Deich“, antwortete die Frau ruhig — und wie im Traum „bei den alten Weiden.“

„Allein?“ Lütet hatte sie an den Schulter gepackt. Sein Gesicht war dicht vor ihrem, so daß sie seinen heißen Atem spürte, der mit dem Dunst von Tieren vermischt war.

Unwillig bog sie den Kopf zurück. „Ich traf Eckart von Ulsen!“ Sie sagte es stolz, ohne den geringsten Versuch, etwas zu verbergen.

19

Der Mann wurde aschfahl. „Eckart von Ulsen? Der Hamburger, der vor sechs Jahren hier war? Der Feind Störrebekers? Er kam hierher — um dich zu treffen?“

„Eckart von Ulsen ist der Feind der Piraten. Er wird das Gesindel vernichten. Er wird wieder Recht und Ordnung schaffen. Mit einer großen Flotte liegt er in Emden.“

Aber dies alles hörte Lüter nicht. Er preßte die Schultern der Frau, die vor ihm stand und zu ihm sprach und doch unerreichbar fern war.

„Du warst mit ihm zusammen?“

Ocka schreckte auf aus ihrer Entrücktheit und erbleichte, als sie in das wuerverzerrte Gesicht des Mannes starrte.

„Warst du bei ihm — all die Zeit?“

Lütens Stimme war heiser, und er sah erbärmlich aus in seinem ohnmächtigen Zorn.

„Ja, ich war bei Eckart von Ulsen.“ Und wieder war dies Leuchten in Okkas dunklen Augen.

Da riß der Mann, sinnlos vor Wut, das Schwert von der Wand und erstach Ocka tom Broek.

Ohne einen Laut sank sie zu seinen Füßen — und er wendete das blutige Schwert in seiner Hand, das Eheschwert, mit dem die Untreue seiner Frau zu strafen jeder friesische Mann das Recht hatte.

Noch bevor es wieder Abend wurde, lagen Lüter und sein Vater in ihrem Blut; solde Rache nahm Keno tom Broek auf Geheiß seiner Mutter, der alten Foelke Kampana, an dem Mörder seiner Schwester.

Als er mit Okkas Leiche ins Brokmerland heimritt, begegnete ihm eine Schar schwer bewaffneter Hansesaten. Einer von ihnen trat an den Trauerzug heran und hob das schwarze Tuch, das über Ocka gebreitet war.

Ehe er weiterritt, reichte er Keno die Hand, die dieser ohne Zögern ergriff.

„Ich werde sie immer in meinem Herzen tragen, Eure Schwester. Und wenn ich für Recht und Ordnung kämpfe, so geschieht es zu ihrer Ehre.“

Dann ritt er fort, um Störrebeker zu treffen, der sich nach den düsteren Ereignissen auf der Lütensburg eilends davongemacht hatte.

THEDA UKENA

Theda schritt an den großen Bottichen entlang, aus denen das Weihnachtsbier süß und berauschend duftete. Schen verstummte das muntere Geschwätz der Mägde, und jede beugte sich unter dem herrischen Blick über ihre Arbeit. Unwillig wandte sich die Gräfin zu Uliske, deren rötliche Locken lose um das junge Gesicht hingen, anstatt sorglich unter der Haube geborgen zu sein. Mit einem Ruck hob Thedas schmale, von keinem Schmutz beschwerte Hand die blitzende Schere, die sie am Schlüsselbund zu tragen pflegte, und die Lockenfiel fiel unter dem schnellen Schnitt.

Erbleichend hob Uliske den Kopf. Ihr wurde übel — vielleicht war es der starke Geruch des gärenden Malzes. Uliske erbrach sich hinter dem Brauhaus.

Als sie sich wieder aufzurichten vernodhte, blickte sie in Thedas unbewegtes Antlitz. Ohne die Lippen zu bewegen, befahl die Herrin, Uliske solle fortan nicht mehr im Brauhaus arbeiten. Statt dessen möge sie das Geflügel besorgen.

Stumm schlich die Junge davon.

Es galt als Auszeichnung, im Brauhaus zu arbeiten — und jetzt war sie davon ausgeschlossen.

Die Gräfin setzte ihren Gang durch die Wirtschaftsgebäude fort, gleichmäßig und aufmerksam wie immer. Wispernd streckten die Mägde hinter ihr die Köpfe zusammen.

Wie vernodhte die Frau nur an einem Tag wie heute alles seinen gewohnten Gang gehen heißen? Konnte sie auch nur einen Gedanken von der Tochter wenden, deren Glück sie zu zerstören beschlossen hatte?

Sie alle liebten die junge Almuht, die so fröhlich mit ihnen zur Arbeit gegangen war, die weder kalt und unnahbar, wie die älteste Schwester Heba, noch düster und verschlossen wie Gela war.

Ach — und dann der junge Herr, der Engelman von Horstel, der Drost auf der Friedeburg!

„Ich hab es mit eigenen Augen gesehen“, erzählte die alte Fentje, die im Brauhaus die Aufsicht führte, „unser ‚Husdan‘ ließ sich von dem Drost streicheln — und ist der alte Rüde nicht so bissig, daß sonst keiner sich ihm zu nähern wagt?“

„Da hast du recht“, sagten die Mägde, „sogar über die bösen Tiere hatte er Gewalt.“ Unter ihnen, die hier im Brauhaus arbeiteten und die dem jungen Herrn alle einmal begegnet waren, war wohl keine, die sich nicht heimlich nach einem freundlichen Blick von ihm geseht hätte, und sie hatten alle gut verstanden, daß ihr liebes Fräulein Almuht und der Drost einander liebgewannen.

Keiner von ihnen, die die heimlichen Begegnungen der beiden am Wall beobachtet, die ihre Zärtlichkeit zueinander gesehen hatten, konnte es einfallen, daß etwas dieser Verbindung entgegen stehen würde. Und mit stillem Frohlocken sahen die treuen Diensteute diesem Glück zu, endlich einem Glück auf der Ulrichsburg.

Sie freuten sich an dem guten Einvernehmen des Drostens mit den jungen Herren. Sie sahen, wie Ennos Miene zufrieden wurde, wenn der Drost Enselmann über die Zugbrücke ritt, sie hörten Edzards unbefangenes Lachen und sahen des jungen Uko Bewunderung dem ritterlichen Freunde gegenüber. Vor allem aber sahen sie, daß der Westfale das Vertrauen der Gräfin Theda besaß, und nur wenige konnten sich dessen rühmen.

Auf der Burg wußte man wohl, daß Almuth von jeher Thedas Liebling gewesen war. In dieser jüngsten Tochter fand sie allen Liebreiz und alle Aufgeschlossenheit wieder, die das Leben ihr selbst früh zerstört hatte. Keiner konnte zweifeln, daß die Gräfin mit Freunden ihrem Drostens, dessen Treue und Zuverlässigkeit sie oft erprobt hatte, diese Tochter zur Frau geben würde.

Aber dann hatten sie hier auf der Ulrichsburg jenen schrecklichen Morgen erlebt, als die Gräfin, flammend vor Zorn, die Reitpeitsche gegen ihre eigene Tochter hob, und das junge Gesicht gezeichnet wurde von dem Schlag, den der Drost nicht abzuwehren vermochte.

Darab aber hatte er ohne ein Wort Almuth vor sich auf den Sattel gerissen und war mit donnerndem Hufschlag über die Brücke geritten, ehe die Knechte dem Befehl der Gräfin, sie aufzuziehen, harten Folge leisten können.

Die junge Uliske, die wegen ihrer Übelkeit von der Gräfin aus dem Brauhause verwiesen war, kam nun vorsichtig zu den anderen zurück. Sie bückte sich verstohlen nach der abgeschnittenen Locke, die rosgolden zwischen den Borriden schimmerte. Ummo sollte sie bekommen, heute abend, wenn er wieder zu ihr kam. Uliske war nicht ganz sicher, ob ihr die Locke wiederwachsen würde, die der Gräfin Mißfallen erregt hatte; denn gar oft hatten sie in diesem Hause erlebt, daß der Herrin geheime Kräfte inwohnerten. Neugierig horchte Uliske auf das Raunen und Wispern der anderen. Was mochte denn der Grund sein, weswegen die Gräfin ihrem Drostens die Tochter verwehrt?

Den Grund? Ja, kannte denn jemand der Gräfin Herz? Sie befahl — nach einem Grund wagte niemand zu fragen.

„Ob sie sich noch immer so über den Tod des alten Grafen Ulrich grämt? Mag sie deshalb nicht das Glück einer anderen sehen?“

Aber die alte Fentje, die schon mit Theda auf die Burg gekommen war, verwies Uliske die vorlaute Rede. Auf das Drängen der übrigen Mägde gestand sie dann mürrisch zu, sie hätte nie bemerkt, daß Theda sich allzusehr

über des Grafen Ulrich Tod gegrämt habe, obgleich doch ihre sechs Kinder alle noch klein gewesen wären. Nein, vielmehr hätte man glauben können, Theda fühle sich durch den Tod dieses alten Mannes, dem sie wohl nicht aus Liebe die Hand gereicht hatte, von einer Last befreit.

„Nicht aus Liebe? Ja, um was sonst in der Welt könnte man sich einem Mann hingeben?“

Nun, Ulrich Cirkseua habe wohl kaum selbst auf eine Annahme seiner Werbung zu hoffen gewagt — und Theda Ukena solle daran auch die Bedingung geknüpft haben, daß Ulrich sie in Kürze zur Gräfin von Ostfriesland wählen lasse. Damals sei Ulrich ja nur ein kleiner Häupling gewesen.

Die Mägde hielten den Atem an. „So hat sie ihn wirklich dazu gezwungen? So hat sie ihn in all die Kämpfe gegen Oldenburg gestürzt?“

„Doch“, gestand Fentje auch dies noch zu. „Ich selbst hörte Theda oft den alten Grafen an sein Versprechen mahnen — und ich durfte ja auch die Gäste bedienen auf jenem großen Fest, das hier gefeiert wurde, als der Kaiser die Herrschaft in den Grafenstand erhoben hatte. Damals strahlte Theda, wie sie es nie zuvor getan hatte. Und als sie dann nach Ulrichs Tod die Regentschaft für ihre kleinen Söhne übernahm — nein, darüber war sie wohl nicht allzu unglücklich.“

Schweigend arbeiteten die Mägde mit ihren kräftigen Armen in den Borriden, und Uliske lehnte bleich an der gekalkten Wand.

„Die Gräfin hat ihren Gemahl nicht geliebt, sagst du? Und die Kinder? Sechs Kinder hat sie ihm geboren!“

Ärgerlich schob Fentje die Junge hinaus ins Freie. Warum konnte sie auch ihren alten Mund nicht halten? Doch Uliske wollte nun wissen, ob die Herrin immer so starr und kühl gewesen wäre, ob sie denn nie — vor ihrer Ehe mit Ulrich Cirkseua — einen Mann geliebt hätte.

„Doch“, sagte Fentje wider ihren Willen. „Das könnte schon sein. In ganz Ostfriesland gab es kein schöneres und annuigeres Mädchen als Theda Ukena. Aber der, den sie liebte, ist danach ihr ärgster Feind geworden.“

Mehr vermochte auch Uliskes schlaue Zunge nicht aus der Alten herauszulocken.

Thedas ärgster Feind? Uliske schlich sich zu den Pferdeställen hinüber, wo Ummo den Tieren neues Stroh einschüttete. Er lachte über Uliskes törichte Frage. Er wollte ihr lieber einen Kuß geben. Aber das Mädchen verwehrt ihm ihm, bis sie erfahren hatte, daß der Gräfin ärgster Feind von jeher dieser wilde Graf von Oldenburg gewesen wäre. Manche nannten ihn ja „den Mittern“. Der sture Ummo wurde recht lebendig, als er von der letzten Feinde berichtete, in der er selbst dem Oldenburger begegnet war. „Wie Blitz und Donner ritt er über das Schlachtfeld — und seinem Schwert hielt keiner der unsrigen stand!“ Uliske lauschte mit offenem Munde. Graf Gerd und Theda

— sollten sie sich geliebt haben? So wie sie und Ummo? Oder war die Liebe bei so hohen Herrschaften anders, da sie sich in so bitteren Haß verwandeln konnte? Verwirrt schüttelte Ulke den Kopf und ließ Ummo allein bei seiner Arbeit.

Indessen war die Gräfin bei ihrem Rundgang bis zu den Pferdeställen gekommen. Sie fand Ummo, den Kopf tief sinnig auf eine Mistgabel gestützt. Theda sagte so ruhig, als wiese sie ihm eine neue Arbeit zu: „Zu Ostern mußt du die Hochzeit mit Ulke richten.“

Verdutzt blickte der Knecht ihr nach, die an anderer Stelle einen Säulen antrieb. „Ja, sollte die Gräfin doch eine Hellscherin sein?“ Verstohlen ließ er Ulkes rote Locke durch seine Hand gleiten — dann griff er energisch nach seiner Mistgabel.

Die Gräfin erlaube sich nicht, auch nur etwas ihre Schritte zu beschleunigen, jetzt, da sie endlich den Rundgang durch die Burg beendet hatte, so sehr es sie auch verlangte, nach oben auf den Turm zu steigen. Nein, sie würde ja nichts sehen können — noch nicht.

Theda strich sich die Haare glatt, die an den Schläfen zu ergrauen begannen, und als sie im Vorbeischießen ihr Spiegelbild im Metall erblickte, erschrak sie vor ihrer eigenen Starrheit.

20 Jahre lang war sie nun Herrin über Ostfriesland. War es das, was sie so hart und streng gemacht hatte?

Als sie so Schritt für Schritt durch die Kälte der Steintreppe in den Turm hinaufstieg, gewährte die Gräfin sich die seltene Muße der Selbtsbesinnung. Um ein wenig entspannten sich ihre Züge hier, wo sie sich vor keines Menschen Blick zu bewahren hatte.

Herrschen — das war das Gesetz ihres Lebens. Sie begriff nicht, wie jemand leben konnte, ohne herrschen zu wollen. Das wilde Blut Focko Ukenas, das Herrenrum Ritter Odo tom Broeks waren in ihr lebendig.

Plötzlich stand wieder jenes Erlebnis mit ihrer Urahnin vor ihren Augen, das ihren Leben richtunggebend geworden war.

Die alte Foelke Kampana war in Nesse gewesen — zum ersten Mal, seit Thedas Mutter Hebe den Todfeind des Hauses tom Broek, Uko Fokena, geheiratet hatte. Uko war nun tot, und Foelke mochte es kurz vor ihrem eigenen Heimgang an der Zeit finden, sich mit Odkas Tochter Hebe auszusprechen.

Foelke Kampana war mit der kleinen Theda an den Deich gegangen und hatte vieles gesprochen, was das Mädchen damals kaum verstehen konnte, aber dennoch in ihrem Gedächtnis bewahrte, weil dieser Besuch der Ahnfrau sie bis in ihr Innerstes erschütterte hatte.

Die Alte hatte davon gesprochen, daß die Liebe ein seltsames Verhängnis über die Frauen aus ihrem Blut bringe. Sie selbst habe bittere Qualen durch

die Liebe erliden müssen! Ooka tom Broek, ihre älteste Tochter, Thedas Großmutter, habe wegen ihrer Liebe einen grausigen Tod durch die Hand ihres eigenen Mannes sterben müssen. Thedas Mutter, Hebe, habe nur wenige Monate mit Uko Fokena leben dürfen und traure nun ihr Leben lang um den verlorenen Geliebten. Sie, Theda, solle sich hüten vor der Liebe. Die Liebe sei ein gefährliches Feuer, das nicht wärme, sondern alles verzehre, was sich ihr nähere. Das Beste, was sie ihrer Urenkelin raten könne, wäre, sich ganz der Liebe zu verschließen.

„Steh hier, mein Kind!“ Die alte Greisenhand deutete über die herrliche Weite der Marschen und über das graue Meer, „sieh dies, Theda Ukenal! Dies Meer sollst du lieben — und das Land, das deine Ahnen dem Meer abgerungen haben. Du sollst darüber herrschen. Richte dein Leben so ein, daß dir niemand dein gutes Recht verwehrt.“

Dann war der Keim in Thedas Herz gelegt worden zu dem, was später so gewaltig in ihr wurde, bis nichts mehr Raum hatte als der Wille zu herrschen über Land und Meer, über Bauer und Schiffer, über Mann und Söhne. War sie glücklich dabei geworden?

Die Gräfin hielt inne in ihrer schier endlosen Wanderung die steile Stiege der Steintreppe hinauf. Sie lugte aus dem kleinen Rundfenster, das zum Meer hinausging. Wie es wogte in grauer Unendlichkeit. . . .

Glücklich? Was ist Glück?

Sie war mächtig. War das nicht mehr? Sie herrschte über dies herrliche Land, und alles war ihr untertan.

Liebe? Theda seufzte. Hätte sie besser den Rat Foelke Kampanas befolgt? Nein, auch ihr war es nicht erspart geblieben, zu lieben und durch die Liebe zu leiden.

Einnmal in ihrem Leben hatte auch sie von Liebe geträumt, von der grenzenlosen Hingabe an einen Mann, von dem Verströmen ihres Weibseins in den Eimen — damals, als der Junker Gerd von Oldenburg Gast auf der Lüttersburg war. Er hatte das Weib in ihr geweckt, aber zum Weibe hatte er die Häuptlings Tochter nicht begehrt.

Danach war Theda nie wieder einem Manne begegnet, dem sie sich hätte hingeben mögen. Sie fühlte sich stärker als alle.

Schließlich nahm sie die Werbung des alten Ulrich Cirkse an, der nach dem Tode ihres Großvaters Focko Ukena und ihres Verwandten Odo Kennena tom Broek der mächtigste Häuptling in Ostfriesland geworden war.

Ulrich war der natürliche Gegner des jungen machthungrigen Grafen Gerd von Oldenburg — und sie, Theda, hatte diese Gegnerschaft gestrafelt.

Die Züge der Gräfin waren wieder so hart, wie ihre Umgebung sie kannte. Jetzt war sie auf der Zinne des Turmes angelangt. Ein eisiger Wind schüttelte sie. Sie blickte über das Land, das unter dem erstarrten Atem des

Frostes gefangen lag. Grau und rot dehnten sich die kalten Weiden, und jenseits brandete das Meer gegen die Deiche.

Angestrengt spähte die Gräfin in die Weite. Kam denn immer noch nicht der Bote, ihr die Kunde zu bringen, daß Enno endlich den Starrsinn des Drostens Engelman von Horstel gebrochen hatte? Mußte der Sohn nicht längst auf dem Heimweg sein? Almuth konnte in der kurzen Zeit doch nicht gar so viel Sätze von ihrem Liebsten empfangen haben, daß ihr Aufbruch so lange Zeit in Anspruch nahm? Mußte sie nicht voll Ungeduld in die verzeihenden Arme der Mutter zurückerlen? Mußte die Tochter sich nicht sehen nach der Vergeltung ihrer Unbormäßigkeit?

Theba dünkte es so ungeheuerlich, daß eins ihrer Kinder es gewagt hatte, sich gegen ihren Befehl aufzulehnen. Hier in Ostfriesland herrschte nur ein Wille — und der war der ihre. Nichts anderes war es, was sie dem Drostens Willen gezeigt hatten — und nicht demütig auf den Entschluß der Mutter gewartet hatten. Wegen des Starrsinns dieser beiden jungen Menschen war schon Blut geflossen. Aber jetzt würde ja alles gut werden. Sie wollte den Streit beenden . . . Almuth sollte auf die Ulrichsburg heimkehren, und Engelman mochte weiterhin Drost auf der Friedeburg bleiben.

Die Gräfin wollte sich zum Gehen wenden, als in der grauen Ferne des Horizontes der Reiter auftauchte, nach dem sie Ausschau hielt. Ein plötzliches Aufleuchten klärte ihr strenges Gesicht.

Aufatmend schritt sie die vielen Stufen abwärts, um die Nachricht gebührend in ihrem Gemache entgegenzunehmen. Sie vermochte den Triumph ihres Herzens kaum zu verbergen: So hatte sie wiederum gesiegt in diesem Kampf, der Blut und Tränen gekostet hatte während der langen Belagerung der Friedeburg, in die sich der Drost mit Almuth geflüchtet hatte und die er so wohl zu verteidigen vermochte; denn ihm gehörte die Treue seiner Männer.

Aber er mußte sich doch ihrem Willen beugen. Sie war stärker als alle!

Eine blendende Majestät lag auf ihrem Antlitz, als sie jetzt dem Boten entgegenblickte.

Aber der kam schwankend und bleich und stürzte vor ihr auf die Knie.

„Er ist tot.“

Theba griff sich ans Herz. Tot? Engelman tot? Nein, das hatte sie nicht gewollt. Sie hatte ihn züchtigen wollen, wie man einen Knaben züchtigt wegen seines Ungehorsams. Almuth — arme kleine Almuth . . .

„Warum bringt Graf Enno mir diese Kunde nicht selbst? Wo bleibt mein Sohn?“

Verständnislos hob der Knieende den Kopf.

„Graf Enno? Er ist es doch, der tot ist. Das Eis brach unter seinen Füßen

am Wallgraben. Dort standen die Herren vor der Friedeburg, Graf Enno und Drost Engelman. Nein, die Verhandlungen seien wohl nicht friedlich verlaufen. Die Herren schrien sich laut an — er habe am anderen Ufer gestanden und deutlich Engelmans Worte gehört: Nie und nimmer wolle er Almuth um äußerer Vorteile willen verlieren.

„Danach eilte der Drost mit großen Sprüngen über den Graben in die Burg zurück“, berichtete der Bote weiter. „Durch diese Erschütterung barst die dünne Eisedecke. Ja, und Graf Enno ertrank unter dem Eis, mit ihm seine beiden Knappen, die ihm zur Hilfe eilen wollten.“

Tot? Unter dem Eis des Wallgrabens der Friedeburg ertrunken? Ihr Sohn? Enno? Der Erbe des Landes?

Stumm wies ihr Blick den zitternden Mann hinaus.

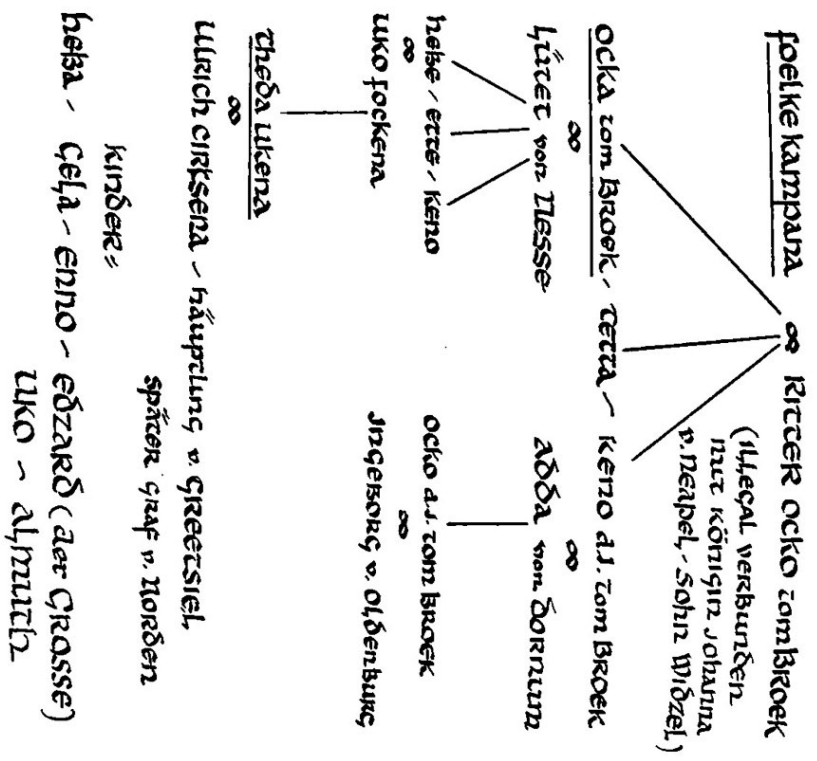
„Sie wird es mir büßen! Ihr Leben lang wird sie büßen für Ennos Tod. — Almuth.“

Seit diesem Tage wich die Starrheit nie mehr von der Gräfin Theba. Sie bedrängte den Drostens Engelman so hart auf der Friedeburg, bis er den hoffnungslosen Widerstand aufgab, die Geliebte in die Gnade der Mutter stellend.

Jedoch die Gräfin begehrte die Tochter nicht mehr zu sehen. Sie verdammte sie zu lebenslangen Kerker.

Mochte auch an Almuth der Fluch in Erfüllung gehen, der über der Liebe der Frauen aus ihrem Blut lag!

Das haus tom Broeck im Brockenland
 (ostpreussland) 14. und 15. Jährh.



DUDE
 UND
 GEROLD

FREIHEITSKAMPF DER FRIESEN

Neben den Freiheitskämpfen des Schweizer Volkes, der Siedinger und der Ditmarscher Bauern steht — in seiner inneren Dramatik von tiefer Tragik erfüllt — der Freiheitskampf der Friesen (um 1400).

Von jeher war der Frieze frei in seinem Land am Meer. Er litt keine weltliche Obrigkeit, und lange Kämpfe kostete es den Sachsenkaiser Karl, bis er den Friesen das Christentum aufzwang.

Auch dann wehrte sich ihr unbandiger Drang nach Freiheit noch ein halbes Jahrtausend gegen weltliche und geistliche Macht, die ihnen mit dem Herzog von Sachsen und dem Bischof von Bremen vorgesetzt werden sollte.

Der gefährlichste Feind dieser Freiheit war die Uneinigkeit der Friesenstämme untereinander, zumal, als auf die Zeit der 16 Richter, die über die sieben Seelände unter dem Upstalsboom Recht sprachen, jene wilde Zeit der Häuptlinge folgte (um 1400). Der reichste der Bauern in einer Siedlung maßte sich das Recht eines Herrschers an und gebot über Wohl und Wehe der übrigen Dorfbewohner.

Machtgier und Eigennutz trieben die Häuptlinge gegeneinander zu verhängnisvollem Streit. Diese Uneinigkeit schwächte die Friesen so sehr, daß die lauernden Feinde — die Oldenburger Grafen, die Bremer Priester und Kaufleute — in Friesland einfielen, um für sich den Nutzen aus dem Reichtum des Marschenlandes zu ziehen, zumal sie oft genug durch die frechen Seeräubern der Friesen geschädigt und gereizt wurden.

Um nun einigermassen Ruhe und Frieden im Lande zu wahren und auch, um sich gegen die Ränke der eigenen Stammesbrüder zu schützen, legte der Häuptling Dide Libben aus dem Stadland den Lehnseid für Bremen ab. Dadurch faßte der Bremer festen Fuß an der Weser und erbaute im Jahre 1407 die Friedeburg bei Arens, ein trutziges Steinhaus mit festen Türmen und Toren und zwei tiefen Grafen ringsum.

Durch diese Zwingburg beherrschte der Bremer den Weststrom, und er hoffte, so endlich den Friesen das blühende Handwerk der Seeräuberei legen zu können.

Der Frieze empfand diesen Burgenbau als unerhörten Eingriff in seine alten Rechte; denn die Urkunden, von Kaiser Karl gesiegelt, untersagten jeglichen Bau fester Häuser, es sei denn eine Kirche oder ein Häuptlingsitz.

Die Empörung der Friesen gegen die Bremer war groß. Sie legten sogar den Streit untereinander zeitweise bei. Unter Führung von Dede und Gerold Lübben, den Söhnen des Stadlander Häuptlings, der seinen Eid gegen Bremen brach, liefen sie Sturm gegen die Friedeburg (1414).

Der Anschlag war verraten. Dede und Gerold gerieten mit ihrer Friesenschar in bremische Gefangenschaft und erlitten den Tod.

Zehn Jahre später nahmen die Friesen den Kampf wieder auf, und diesmal führten sie ihn zum guten Ende. Die Anführer waren unter anderen Hayo Harda, der Dede und Gerolds Schwester Ivesa zur Frau hatte (Ur-ahnen von Maria von Jever) außerdem Sibe Papinga, Hayos Halbbruder, die Ostfriesen Focko Ukena und der junge Otto von Broek.

Sie eroberten 1424 die Friedeburg. Bremen mußte auf seine Machtstellung und auf die Alleinherrschaft am Weststrom verzichten. Die Sieger machten 1425 die Friedeburg dem Erdboden gleich.

So wahrten die Friesen ihre Freiheit gegen die Hansaten und wiesen damit der geschichtlichen Entwicklung einen Weg, der letztlich durch allen Kampf hindurch zu einem neuen und dauerhaften Frieden unter den benachbarten Völkern führte.

*

Bremens Lehnsmann

„Sind wir Lübben von Rodenkirchen die mächtigsten Häuptlinge in Friesland, in allen sieben Seeländen?“ — „Nein.“ Vater Lübben lachte ein wenig über seinen jüngsten Sohn. „Es gibt viel mächtigere Häuptlinge in Friesland.“ — „Wen?“ — „Nun, den alten Edo Wimeken von Jever. Oder die tom Broeks aus Brokmerland in Ostfriesland.“ — „Aber in Stadland ist keiner so mächtig wie du, Vater? Alle müssen dir gehorchen, dir und meinen Brüdern Dede und Gerold und später mir?“ — „Der Alte nickte nur. — „Aber vordem, bevor es Häuptlinge gab in Friesland, wenn mußten damals alle gehorchen“, wollte Onneken wissen. —

„Das war die Zeit der 16 Richter in Friesland. Sie sprachen Recht unter dem Upstalsboom zu Aurich. Ja, damals war Friesland einig und stark. Die 7 Seelände waren zu einem Landfriedensbund zusammengeschlossen. Das war im Jahre 1222, und seitdem sind fast 200 Jahre vergangen. Das war eine stolze Zeit. Wir Friesen waren frei wie kein anderes Volk der Erde. Die Feinde zitterten vor uns . . .“

„Wer sind unsre Feinde, Vater?“ — „Junge, du warst wohl noch zu klein, als vor ein paar Jahren (1385) die Bremer ins Land einfelen und all unser fettes Vieh von den Weiden trieben? Und Frauen und Kinder erschlugen! Und wie viele Stadlander und Butjadinger Friesen verloren ihr Leben!“ — „Der Bremer ist unser Erzfeind?“ — „Bremer und Oldenburger sind von jeher Frieslands Feinde.“

Eine Weile stapfte Onneken nachdenklich hinter dem Vater her.

„Warum eigentlich sind die Bremer Kaufleute und die Oldenburger Grafen unsre Feinde?“ Onneken konnte das nicht begreifen; denn er wußte ja, daß Bremen eine große und reiche Stadt war, daß die hansischen Kaufleute viele Schiffe hatten, und die Oldenburger Grafen — was hatten die bei ihnen an der Weser verloren?

„Sie gönnen uns nicht unser reiches Marschenland. Siehst du, Onneken, der Friese erthielt dies Land am Meer von Gott. Du weißt doch, daß unser schweres Marschenland gewachsen ist am Rande des Meeres, am Ufer des Stromes. Durch Jahrtausende schwemmen die Fluten das Land an, und der Friese war kühn und mutig genug, inmitten der immer wieder anbrandenden Fluten sein Haus zu bauen auf Werten oder Warfen. Und dann haben wir den Ring der Deiche erbaut, und nun ist unsre Marsch fruchtbarer und reicher als die Geest, und scheinlich unsere Nachbarn zu uns herüber. Sie gönnen uns nicht unsere gelbe Butter und unsere fetten Ochsen. Und deshalb fallen sie alle paar Jahre in unser Land ein und plündern und rauben und morden.“ —

„Aber sind wir Friesen denn nicht mächtig und stark genug, sie zu schlagen, daß sie niemals wiederkommen?“ Onneken zupfte seinen Vater am Rock; denn der Alte ging wortlos weiter. Erst nach einer Weile sagte er: „Ja, wenn wir Friesen einig wären! Wir brauchten keinen Feind an unserer Grenze zu fürchten! Aber die Uneinigkeit hat es soweit gebracht, daß wir bei dem letzten Raubzug der Bremer den Deich durchstechen mußten. Onneken! begreifst du, was das heißt! Wir Friesen selbst nahmen den Spaten und gruben ein Loch in unseren heiligen Deich. Wir ließen die Flut in unser Land, damit der Feind darin ertrinken mußte. Aber das überflutete Land liegt nun brach auf lange Zeit.“

Onneken schauderte. Er kannte das erste Gebot des frisischen Rechts, daß jeder Mann den Deich zu schützen hatte. Wer diese Pflicht versäumte, verlor seinen Hof und mußte außer Landes gehen. — Groß und ungeheuerlich mußte die Not gewesen sein, die den Friesen zwang, seinen Deich zu durchbrechen.

Leise, wie zu sich selbst, fügte der Häuptling Dede Lübben hinzu: „Um diese Not zu bannen, um nie wieder den Deich durchzubrechen zu müssen, darum hab ich den Lehns Eid geschworen.“ Schwer legte er seine Hand auf

Onneken Kopf. „Junge, dein Vater ist Bremens Lehnsmann geworden!“ Er knirschte dabei mit den Zähnen, und die Adern an seiner Stirn schwellen an. Wieder übermannte ihn der Groll, daß die Uneinigkeit der Häuptlinge untereinander, die Zwietracht und die Mißgunst ihm dazu gezwungen hatten, seine Freiheit aufzugeben und die Stadt Bremen als Lehnsherrschaft anzuerkennen.

Lübbers ältester Sohn Dude

Schweigend waren die beiden miteinander die letzte Strecke des Weges gegangen. Jetzt lag der Lübbenhof vor ihnen. Vom Hofplatz klang fröhlicher Lärm, und rumpelnd fuhr ein schwer beladener Wagen an ihnen vorbei. Sogleich machten sich die Knechte und Mägde daran, diesen Wagen abzuladen. Mit Lachen und lustigen Worten rollten sie die Fässer über den Hofplatz zum Keller hin, andere schleppten Ballen ins Haus.

Onneken sah ängstlich zu dem Vater auf, dessen Miene sich sichtlich verfinsterte. Der alte Lübben brauchte nicht lange zu fragen, woher denn diese Wagen mit der reichen Fracht kämen. Gar zu oft mußte er erleben, daß sein ältester Sohn Dude Haus und Keller versorgte mit Bremer Bier und Ballen von Seide und Brokat, die für die Damen der Bremer Ratsherren bestimmt waren, und zwar kaufte er sie dem Bremer Kaufmann nicht etwa ab oder handelte sie ein für Butter und Ochsen. Nein, Dude hatte seine eigene Art, zu solchen Schätzen zu kommen!

Nun ritt Dude in den Hofweg ein, hoch zu Roß, inmitten einer Schar verwegener Gefährten, prächtig gekleidet alle, das Schwert an der Seite. Keinen von ihnen hatte Onneken je vorher auf dem Lübbenhof gesehen.

Dude sagte kurz, wie es seine Art war, es wären seine Freunde, Vitalienbrüder! Sie wollten mit ihren Schiffen auf der Weser liegen und die ansahenden und einfahrenden Schiffe der Hansen ein wenig überwachen.

Onneken Jungensherz begann zu klopfen. Vitalienbrüder, Likedeeler, Seeräuber waren Dudes Freunde! Herrlich, daß er sie mit auf den Hof brachte! Er mußte sie vieles fragen, etwa ob es wahr sei, daß sie mit dem Messer im Mund an Bord der Kaufmannsschiffe sprängen und allen den Pfeffersäcken die Kehle durchschnitten!

Dem alten Lübben indessen gefielen die Freunde seines Sohnes Dude nicht so gut. Er nahm Dude beiseite und fragte: „Hast du den Lehnssid vergessen, den dein Vater den Bremern schwor, damit unser Land Frieden behält und der Bauer in Ruhe seine Ernte einbringen kann?“

Gerold kehrt heim

Dude wurde eine Antwort erspart; denn in diesem Augenblick erklang heller Hornruf und eine Schar Reiter galoppierte den Deich entlang, voran ein hochgewachsener blonder Mann auf einem Apfelsinmel.

Onneken erkannte ihn zuerst. „Gerold!“ schrie er und rannte dem Bruder entgegen. Die Knechte und Mägde ließen die Fässer und Ballen liegen, der Hofplatz war voll Jubel. Auch Dudes finstres Gesicht wurde hell, und der alte Lübben vergaß seine Sorgen.

Gerold war lange Jahre in der Fremde gewesen, am Kaiserhof, in Italien, Sizilien, Spanien. Jetzt kam er heim, glücklich schlang Onneken die Arme um den Hals des großen Bruders. Nun würde Gerold erzählen von der weiten Welt da draußen.

Aber kaum hatte Gerold all die Hände gedrückt, die sich ihm entgegenstreckten, kaum hatte er die Schwester Ivesa begrüßt, die der Hornruf der Ankömmlinge aus der Spinnstube gerufen hatte, da wandte er sich dem Vater und Dude zu, und sein helles Gesicht wurde ernst und bekümmert.

„Habt ihr wieder Streit mit den Bremern?“ fragte er. Dude schwieg, und der Vater wies auf die Bierfässer und Tuchballen, die noch auf dem Hofplatz lagen. „Das ist dein Bruder Dude, der den Frieden mit dem Bremer nicht alt werden läßt. Er lauert mit seinen Kumpanen, den Vitalienbrüdern, den Bremer Koggen auf und raubt sie aus“ — „Dann wundert es mich nicht“, sagte Gerold ernst, „daß die Bremer jetzt an unserem Strom eine Burg bauen wollen, die Friedeburg. Ich erfuhr es bei meinem Ritt durch die Stadt.“

„Eine Burg an unserem Strom?“ Dudes schmales Gesicht war flammendrot. „Burgenhau ist nicht erlaubt! Vater, unter deinem Silber in der alten Truhe liegt die Urkunde. Keinem ist es erlaubt, eine Burg zu bauen, weder dem Oldenburger noch dem Bremer. Das ist altes friesisches Recht, uns bestätigt von Kaiser Karl dem Großen. Rechtsbruch, den dulden wir Friesen nicht! Der Bremer soll sich hüten!“

7 Jahre heimlicher Kampf gegen die Friedeburg

Die Friedeburg wurde erbaut. (1407).

Onneken hockte hinter einem Weidenbusch und stellte den Bremer Knechten ein Bein, wenn sie schwitzend mit ihrer Karre voll Sand oder Steinen vorbei schoben, er spie aus, wenn er ihnen auf dem holprigen Marschen-

weg begegnete, aber deswegen wuchs die Burg doch am Weststrom, bald stand sie rutzig da mit ihren festen Thürmen und Toren, zwei breiten Gräben rundum, und Dede hatte es nicht mehr leicht, die Bremer Koggen zu kapern.

Onneken hörte in mancher Winternacht Dede mit Gerold über die Bremer Friedeburg bei Atens sprechen. Immer war der älteste Bruder voll Grimm.

„Erstürmen müssen wir die Zwingburg, sie dem Erdboden gleichmachen!

Wären wir nur einig, dann wäre es längst geschehen!“
Gerold dagegen riet immer wieder zum Frieden. Er war gut Freund mit dem Bremer Burghauptmann Arend Balleer, einem klugen und redlichen Mann, der sein Amt versah und den Friesen so wenig wie möglich in den Weg legte. Mit Balleers Söhnen fuhr Gerold auf Seehundsjagd, und an einem Abend machte er Vater und Bruder den Vorschlag, Ivesa dem jüngsten der Balleersöhne zur Frau zu geben.

„Bist du toll“, schrie Dede, „eine freie Friesentochter soll einen der Pfefersäcke frein? Des Herkommens sind wir nicht!“

Onneken sah, wie seine Schwester Ivesa weinend hinausging. Er begriff wohl, daß sie den jungen Balleer gern mochte. Aber Dede hatte noch immer seinen Willen durchgesetzt hier auf dem Lübbenhof. Er dachte nicht daran, sich unter das Lehnjoch zu beugen, und Onneken merkte an dem Bier, das niemals mangelte, und an den Wagen voller Beute, daß Dede nach wie vor den Bremen Schaden zufügte, wo immer möglich, zu Wasser und zu Lande. Weder die Friedeburg, weder seines Vaters Lehnseid noch Gerolds gültliches Zureden zu friedlichem Vergleich konnten ihn davon abbringen.
Unhändiger Freiheitsdrang brannte in seinen Herzen.

Die Bremer kommen mit 3000 Fußknechten

Und dann schreckte in einer finsternen Nacht das unheimliche Tuten des Kriegshorns den jungen Onneken aus dem Schlaf. Er hörte seines Vaters Stimme unten auf dem Hofplatz. Gelassen gab der Häuptling Weisungen, wie der Bremer Feind zu empfangen sei, der mit großer Übermacht zu Schiff und zu Fuß anrückte. (1414).

„3000 Mann!“ schrie einer der Friesen! „und Hunderte von Reitern! Dazu viele Hunderte Scharfschützen! Ein solches Heer hat Stadland nie gesehen! Donnerbüchsen schleppen sie mit! Unsere Kirchen, unsere festen Häuser zerschießen sie uns mit einer einzigen Steinkugel!“ — „Laß sie nur kom-

men!“ hörte Onneken Dudes feste Stimme! „Wir waren ja darauf, daß wir endlich losschlagen könnten! — Oder träumst du immer noch von Frieden, Gerold, Bruder?“ — „Ich seh an Deiner Seite, Dede“, gab Gerold zur Antwort, aber seine Worte klangen traurig.

Dann kam der Vater schweren Schrittes zu Onnekens Kammer. Der Häuptling schirmte das Licht des Wachsstockes mit seiner Hand und strich dem Jungen das wirre Haar aus der Stirn.

„Onneken“, sagte er, „wir alle, dein Vater, deine Brüder, alle Friesen im Stadland ziehen in den Kampf gegen den Bremer. Er rückt an gegen die Golzwarder Kirche mit einem gewaltigen Heer.“ —

„Gib mir ein Schwert, Vater“, bat Onneken. „Ich bin kein Kind mehr.“
— Aber der Alte hörte die Worte nicht. „Du treibst das Vieh auf dem Deich gen Norden, treibst es durch die niedrige Furt. Bei Ebbe kommst du trockenen Fußes über den Wasserlauf. Auf der Plate bist du in Sicherheit. Und Ivesa nimmst du mit. — Du mußt deine Schwester beschützen“, fügte er schnell hinzu, als er in Onnekens trotzige Augen blickte und begriff, daß er dem jüngsten Sohn des Hofes nur schwer die Teilnahme am Kampf versagen konnte.

„Aber Du, Vater?“ Onneken sah das breite Schwert, mit dem der Häuptling sich gürte. „Du denkst an den Eid, den ich den Bremern schwor?“
Langsam drehte sich die wuchtige Gestalt Dede Lübbens dem Sohne zu. „Sie selbst brechen den Eid; denn sie überfallen mein Land, Stadland, dem sie Schutz versprachen, mit ihrem Kriegsvolk! Jetzt bin ich frei!“ Er packte das Kreuz seines Schwertes mit beiden Fäusten, und Onneken begriff, welche Last nun von ihm genommen war. Mit seinen Söhnen Dede und Gerold zog er in den Kampf gegen die Bremer. Aber trotz aller Gegenwehr der tapferen Friesen erstimmten die Bremer innerhalb von 14 Tagen die Festungskirche Golzwarden. Unaufhaltsam rückten sie dann gegen Esenshamm vor, und ehe der Mond wechselte, fiel auch Esenshamm in ihre Hand. Dede Lübben mußte Urfehde schwören und außer Landes gehen.

Der alte Knecht, der mit Onneken und Ivesa zusammen das Hauswesen führte auf dem Lübbenhof, beteuerte an jedem Tag von neuem, nie wäre das geschehen, nie hätten die Bremer den Sieg davon getragen — so groß auch ihre Übermacht gewesen sein mochte — wenn nicht der Jeverländer Häuptling Edo Wimeken den Lübben in den Rücken gefallen wäre. Nur Friesen könnten Friesen besiegen, das hätte sich auch diesmal wieder gezeigt.

Onneken aber begriff nur das eine, das wieder einmal die Uneinigkeit und Zwietracht unter den Friesen dies Unglück über sie alle gebracht hatte.

Der Sturm auf die Friedeburg

Heimliche Boten ritten vom Lübbehof zu dem Schlupfwinkel der verbannten Brüder Dudo und Gerold und des Vaters. Sie lebten, und so war nichts verloren.

„Eines Tages kommen sie heim und stürmen die Friedeburg“, sagte Onneken, aber Ivesa wurde darum nicht fröhlicher. Sie trug wohl einen heimlichen Kummer, weil kein Weg mehr zwischen ihr und dem jungen Balleer war.

Und dann kam die frühe Herbstnacht des Jahres 1418. Onneken lauschte in die Finsternis und spürte an der Unruhe des Herzens, daß irgendwo sein Schicksal entschieden wurde.

In dieser Nacht stürmen die Brüder Dudo und Gerold Seite an Seite die Friedeburg, gefolgt von zweimal zwölf Friesen. Sie gelangten auch mitten in die Burg hinein, sie erschlugen den wackren Bremer Burghauptmann Balleer, aber dann wurde die Gegenwehr der Friedeburger Besatzung so hart und erbittert, daß die Friesen alle umzingelt wurden und dem Bremer in die Hand fielen.

Dudo und Gerolds Tod

Auf dem Marktplatz von Bremen drängte sich die Menge. Sie wollten das Schauspiel erleben, wie die Friesen ihr Leben verloren durch das Schwert des Scharfrichters. Gefoltert und aufs Rad geflochten waren die 24 tapferen Friesen, die mit Dudo und Gerold Lübben die Friedeburg erstürmten. Jetzt bestieg der Dunkle der Lübbensöhne das Schaftort, stolz erhobenen Hauptes empfing er den tödlichen Schlag.

Gerold kniete nieder und küßte den toten Mund des Bruders.

Da brach das Volk, das eben noch die Hinrichtung der Brüder als ergötztliches Schauspiel erwartete, in Wehklagen und Jammern aus und flehte um Gnade für Gerolds Leben.

Betroffen blickten die hohen Herren vom Rat sich an. Gnade für den Friesen, der seinen Bruder auf dem Schaftort verlor? Nie würde er den blutigen Bruderkuß vergessen, nie könnte er den Herren vom Bremer Rat die grausame Hinrichtung so vieler edler Friesen vergeben.

Aber das Drängen des Volkes wurde bedrückend.

Da rief einer vom Rat, man wolle Gerold das Leben gönnen, wenn er fortan in den Mauern ihrer Stadt leben wolle und einer der ihren würde. Er solle sich eine der schönen Töchter der Stadt zur Frau erwählen.

Gerold war mit seinen Gedanken fernab von all diesen lärmenden Menschen ringsum, diese wenigen Augenblicke, die das Leben ihm noch gab, ge-

hören der Heimat mit seinen weiten Marschen, mit dem breiten Strom und dem freien Meer.

Als nun der Rat die Frage an ihn richtete, ob er fortan in den Mauern der Stadt Bremen leben wolle, bewegte er verneinend das Haupt.

„Eine Kanne voll Gold will ich Euch geben“, sagte er leichthin, als ginge es nicht um sein Leben, sondern um irgendeinen Handel. Da winkte heimlich einer der Ratsherren, ein Bruder des Burghauptmanns Balleer, dem Henker. Der holte aus, und so verlor auch Gerold sein Leben. (1418).

Der Sieg der Friesen

Onneken und Ivesa Lübben waren nun die einzigen Nachkommen der Häuplingsippe; denn der alte Vater hatte den grausamen Tod seiner Söhne nicht lange überlebt.

Sie saßen, wie so oft in diesen Jahren, am offenen Feuer, und ohne daß sie miteinander sprachen, bewegten sie die gleichen Gedanken.

Seit Dudo und Gerold den leiblichen Tod starben, wurde ihr Geist der Freiheit erst recht lebendig.

Die Friesen, die in ständiger Uneinigkeit ihre beste Kraft vergeudet hatten, erkannten nun endlich, daß sie einzig sein müßten, um stark zu sein.

Der Tod von Dudo und Gerold und der 24 edlen Friesen, der unehrenhafte und grausame Tod auf der Richtstatt in Bremen, hatte die Seelen aller Friesen erschüttert. In dem Schmerz und in dem Zorn waren sie einzig, und einer war da, der den Ruf nach der alten herrlichen Freiheit nicht verstummen ließ.

Hayo Harlda, aus der Sippe des Edo Wimeken, doch nicht mit dem alten Häupling blutsverwandt.

Hayo Harlda war es, für den in dieser Nacht die Zugbrücke auf dem Lübbehof herabgelassen werden mußte. Er berichtete, daß es nun so weit sei. Fokko Ukena aus Leer, der junge Okdo tom Broek und Hayos Halbbruder Sibet rückten heran mit einem wohlgerüsteten Heer.

„Dudo und Gerold sind unvergessen“, sagte der junge Harlda. Seine Worte waren an Onneken gerichtet, aber er suchte Ivesas Blick. Es war zwischen ihnen beiden ausgemacht, zwischen Ivesa Lübben und Hayo Harlda, daß sie Mann und Frau werden wollten, wenn die Friedeburg erstürmt und Friesland frei sein würde.

Noch in dieser Nacht gelang der Sturm gegen die Friedeburg. (1424). Die Niederlage der Bremer war so gründlich, daß sie all ihr Herrschaftsrecht in Friesland preisgaben und auch die Bauern an der Niederwesser endlich wieder die alte friesische Freiheit errangen.

Zeittafel

- | Jahr | | |
|------|---|--|
| 1222 | Machthöhepunkt der 16 Richter, die unter dem Uperalsboom zu Aurich Recht sprachen. Landfriedensbruch einige die 7 Seelande. | |
| 1277 | Schwächung der Macht der 16 Richter. Einberufung besonderer Friedensrichter. | |
| 1312 | Sühneremin der Bremer und Burjädinger bei Atens. | |
| 1350 | Aufkommen der Häuptlinge. | |
| 1368 | Oldenburger Grafen und Bremer Kaufleute gegen die Rüstinger Friesen. Schwere Niederlage der Oldenburger und Bremer bei Coldewärf. 4 Oldenburger Junker erschlagen. | |
| 1378 | Kampf der Oldenburger Grafen Konrad und Christian gegen das Stadland. Plünderung der Kirche von Golzwarden. | |
| 1384 | Bündnis der Oldenburger und Bremer mit den friesischen Häuptlingen Edo Wimeken d. Älteren von Jever und Sibet Hunrichs von Waddens. Sturm auf Esenshamm. | |
| 1385 | Anwachsen des Seeraubs. Friesische Häuptlinge gewähren den Seeräubern Schutz. Strafexpedition der Hansestadt Bremen gegen Burjädinger. Reiche Beute, vor allem an Vieh. | |
| 1386 | Wiederholung der Strafexpedition gegen Blexen und Langwarden. Die Friesen durchstechen den Deich bei Waddens und zwingen den Bremer zum Rückzug. Friesen schließen Frieden. | |
| 1407 | Bau der Friedeburg bei Atens, Zwingburg der Bremer gegen das Stadland. Hauptmann Arend Balleer ist Burgvogt. | |
| 1407 | bis 1414 offener und heimlicher Widerstand der Stadlander gegen die Friedeburg. | |
| 1414 | Feldzug der Bremer gegen Stadland. 3000 Fußknechte, Hunderte von Schützen und Hunderte von Reitern rücken gegen Rodenkirchen vor. Edo Wimeken der Ältere verbündet sich mit dem Bremer gegen Dide Lübben und seine Söhne Dide und Gerold. Die Festungskirche Golzwarden wird erobert, 14 Tage später Esenshamm eingenommen. Dide Lübben muß Urfehde schwören. | |
| 1418 | Im September, heimlicher Anschlag der Brüder Dide und Gerold Lübben gegen die Friedeburg, diesmal im Bunde mit allen Friesen. Der Anschlag mißglückt. Dide und Gerold geraten in die Hand der Bremer und werden mit dem Schwerte gerichtet. | |
| | | <p>1424 Sturm der friesischen Häuptlinge Oko tom Broek (d. jüngere), Fodko Ukena von Leer, Sibet von Rüstingen und Hayo Harlda, (Schwiegersohn Dide Lübbens) gegen die Friedeburg. Sieg über Golzwarden und über die Friedeburg.</p> <p>1425 Die Sieger lassen die Friedeburg dem Erdboden gleichmachen. Bremen verliert alle Herrschaftsrechte über Burjädinger und Stadland. Der friesische Bauer ist wieder frei.</p> <p style="text-align: center;">Ende der Häuptlingszeit.</p> |

DIE
KLEINE
HERRLICHKEIT

Zur Einführung:

Nördlich des Jadebusens — zwischen Hooksiel und Made — liegt die Herrlichkeit Kniphausen oder Knipens, bestehend aus Accum, Burg Kniphausen, Fedderwarden, Sengwarden. Sie liegt dort in der Nachbarschaft Jeverns und Ostfrieslands und hat doch durch Jahrhundertere hindurch ihre Eigenwilligkeit bewahrt.

Meerluft weht dort, und vom Meer, dem sie die fetten Marschen abringen mußten, waren die Bewohner Kniphausens zu aller Zeit beherrscht.

Viel Blut ist um die kleine Herrlichkeit geflossen. Und so unbedeutend dies Fleckchen Erde erscheinen mag, so hat es doch die Gemüter bewegt, so sind doch seinerwegen Prozesse von 100 und 200 Jahren Dauer geführt und der Name „Kniphausen“ ist in kaiserlichen und päpstlichen Kanzleien oft genug vermerkt worden.

Die ersten geschichtlichen Nachrichten reichen zurück bis zu Edo Winneken dem Älteren, dem großen Häuptling des Jeverlandes (14. Jahrhundert).

Zu der Zeit gehörte die Herrlichkeit Kniphausen einem Häuptling Ulrich, der nur eine Tochter Lieden hatte, die kinderlos starb. Ulrich setzte den Burjädinger Häuptling Lübbe Sibers aus Burhave zu seinem Erben ein (1414). Er war vermählt in 1. Ehe mit Frauwe, einer Tochter Edo Winneakens des Älteren, in 2. Ehe mit Eva Duren. Seine drei Kinder waren Siber Papinga (später Häuptling von Jever), Hajo Harles und Rienelt.

Rienelt erhielt bei der Erbteilung (1433) außer einem Drittel des Rüsring Landes die Herrlichkeit Kniphausen zugesprochen.

Sie heiratete den wilden Lübbo Onneken aus Burhave, der mit ihrem Bruder Hajo Harles zusammen manch heißen Kampf gegen Ostfriesen und Hanse bestand.

Lübbo war jäh und unberechenbar, und mehr als einen Totschlag hatte er seinem Priester zu beizeln. Nur 5 Jahre errug Rienelt das Leben an der Seite eines solchen Mannes. Sie starb 1438 bei der Geburt ihres Sohnes Edo, der als Jung Edo im Bant bekannt ist.

Aber dieser Edo, der rechtmäßige Nachkomme von Kniphausen, sollte nie sein mütterliches Erbe erlangen. Benlup von Inhansen, die zweite Gemahlin Lübbo Onneakens, vertrieb den unerwünschten Stiefsohn von der Burg. Als der neunjährige Edo von der Weihnachtsmesse heimkam, fand er die Zugbrücke hochgezogen, und kein Bitten und Weinen konnte die Benlup Zugbrücke weichen, das Kind aus der Winterkälte in die Weihnachtsstube hereinzu-



holen. Sie wollte Kniphausen für ihren eigenen Sohn Iko gewinnen, und Benlup setzte ihren Willen durch. Über ihren und des Sohnes Tod hinaus verwehrt sie Edo sein Erbe.

Edo im Bant war ein friedfertiger Mann. Er versuchte nie mit Gewalt, sein Erbe zu erlangen. Dieses wurde ihm zu aller Zeit als ein Beweis seiner Schwäche ausgelegt.

Lange Zeit mag er gehofft haben, daß ihm schließlich doch noch sein rechtmäßiges mütterliches Erbrecht zugesprochen würde. Aber sein Vater Lübbö Onneken wurde zu gut Freund mit Tanno Düren, dem Häuptling von Jever (*1468), der sich gemeinsam mit Alke von Inhausen dafür einsetzte, daß Lübbö Onneken in dem Besitze Kniphausens blieb und daß er seinen Sohn aus 2. Ehe — Iko — zum Erben einsetzte.

In Wahrheit freilich war Benlup die Herrin auf Kniphausen, sowohl zu Lebzeiten ihres stürmischen Mannes wie nach seinem Tode. Ihren Sohn Iko schalt sie oft träge und lässig; und sie grämte sich sehr, daß er keine Lust zeigte, sich zu verheiraten. Daran freilich mochte sie selbst die Schuld tragen; denn sie hatte seinem Vater das Leben nicht leicht gemacht.

Als sie sich so in ihrem Sohn enträuscht fühlte, wandte sie all ihre tatkraftige Liebe ihrem Brudersohn Fulf von Inhausen zu, der — gegen den Willen Ikos — der Erbe von Kniphausen wurde.

So war dann mit diesem Fulf In- und Kniphausen vereint.

Der Ablauf der Geschichte *Inhausens* bis zu diesem Zeitpunkt ist nicht weniger bewegt.

Zu Edo Wiemkens Zeit saß Wilmet Tannen auf der Glarenburg in Accum. Eines Tages beging Wilmet die Unvorsichtigkeit, sich gegen den trunkenen Übermut Folof Sibersen zur Wehr setzen. Folof aber war Edo Wiemkens Vogt; und der Jeverländer Häuptling zog eilig mit einer Schar Bewaffneter gegen Wilmet, um die Unbill zu rächen, die seinem Vogt zugefügt worden war. So mußte Wilmet mit dem Tode büßen, daß er sich gegen einen Mächtigeren zur Wehr gesetzt hatte.

Dieser Tod Wilmet Tannens zog eine Reihe von Verwicklungen nach sich, die damit endeten, daß Iko Onneken aus Langwarden von Edo Wiemken Inhausen zum Lehen erhielt, mit der Bedingung, daß Inhausen an Jever zurückfallen sollte, wenn Ikos Ehe mit Hillit kinderlos bleiben sollte. Hillit starb, aber Iko dachte nicht daran, sein Lehen zurückzugeben.

Er nahm Hise Kankena von Dornum zur zweiten Frau. Hise wurde auf dem Kindelbier ihrer Tochter Tjader mit einem Trunk Warmbier vergiftet, und zwar von Terra von Roffhusen.

Die Kinder der Terra von Roffhusen mit Iko Onneken sind berühmt genug. Es sind Benlup, die Herrin in Kniphausen, Wilke, Alke und Gerd. Wilke und Gerd betrieben das damals so beliebte Handwerk der Seeäuberei mit

großem Eifer. Grimmigere Feinde der hansischen Pfefferrücke als diese beiden Brüder gab es an der Küste nicht, und einer von beiden mußte die so erworbenen Schätze mit seinem Leben bezahlen.

Alke aber machte seiner Halbschwester Tjader — sogar gegen den Willen seines alten Vaters Iko Onneken — die Herrschaft über Inhausen streitig. Als ihr Gemahl Hero Tansen von Sandel eines Tages von der Beichte heimkam, fand er die Zugbrücke seiner eigenen Burg hochgezogen, und er fand genau so wenig Einlaß wie Jung Edo auf Kniphausen. Er mußte abziehen, und seine Frau Tjader wurde ihm von seinem Schwager freundlicherweise nachgeschickt.

Um dieser Sache Willen ist viel Blut geflossen; denn Hero Tansens offenes Recht zog die ostfriesischen Häuptlinge auf seine Seite. Die Übermacht bezwang auch schließlich den wilden Alke, der sich verpflichten mußte, binnen 8 Wochen die Burg Inhausen zu verlassen.

Als nun aber die gungläubigen Häuptlinge abgezogen waren und alle hinlänglich mit ihrer eigenen Herrschaft beschäftigt schienen, sah Alke keine Notwendigkeit mehr, seinen Eid zu halten: Er blieb weiter Herr in Inhausen. Genau wie der Kniphauser verstand er es, sich Tanno Düren zum Freunde zu gewinnen, und diese drei — Tanno Düren, Lübbö Onneken von Kniphausen und Alke von Inhausen — waren in ihrer unverbühtlichen Treue zu einander sold starke Wehr gegen alle Anfeindungen, daß sowohl Lübbö wie Alke in ihrem Besitze verblieben, der ihnen beiden von Rechts wegen nicht zukam. Beide freilich mußten sich ihre Herrlichkeit mit der Verpflichtung erkaufen, daß In- und Kniphausen nach ihrem Tode an Jever fallen sollten.

Durch das Nichtannehmen dieser Abmachung ergaben sich dann die schweren Erbstreitigkeiten, die sich von Edo Wiemkens des jüngeren Zeit bis zu Fräulein Marie von Jever hinzogen.

Fulf von In- und Kniphausen hielt nicht so gute Freundschaft mit dem Häuptling von Jever wie sein Vater und sein Oheim. Er fand es vielmehr nützlicher, sich die Hilfe des mächtigen Edzard von Ostfriesland zu sichern, mit dem er sogar eine Pilgerfahrt nach Jerusalem machte. Der Fußsweg, den er um Jever herum direkt nach Ostfriesland leitete, trug ihm bald die grimme Feindschaft Edo Wiemkens des Jüngeren ein, jedoch Graf Edzard half seinem Getreuen in allen Händeln, und Fulf dankte dies dem großen Ostfriesen durch seinen Einsatz im Kampf um die friesische Freiheit.

Fuls Nachfolger in der Herrlichkeit war Tido, der mit seiner Gemahlin Eva, Gräfin von Renneberg, zu Accum begraben liegt. Sein Grab schmückt ein Marmorepitaph, das die überlebensgroßen Gesalten des Tido und der Eva darstellt.

Die Nachkommen dieser beiden hatten die Herrlichkeit Knip- und Inhausen inne bis zum Jahre 1632, obgleich sie bereits 40 Jahre früher dem

Erben Fräulein Maries von Jever, nämlich dem Grafen Johann von Oldenburg, zugesprochen wurde.

Erst eine Persönlichkeit wie Graf Anton Günther von Oldenburg vermochte sich in den Besitz der kleinen Herrlichkeit zu setzen. Freilich mußte er deswegen noch List und Gewalt anwenden, und die Kniphäuser empfanden sein Vorgehen als offenes Unrecht, daß sie deswegen einen Prozeß anstrengten, der sich 150 Jahre hinzog. Insbesondere war es der tapfere Dodo von Knipens, den Anton Günther beim Kaiser anklagte und der sich heftig gegen die Enteignung des Stammsitzes zur Wehr setzte.

Aber auch diesmal siegte wieder die Macht. Der Oldenburger nahm die Herrlichkeit in Besitz und übergab sie durch sein Testament 1663 seinem Sohn Anton I. von Aldenburg.

Der Freiherr Anton I. von Aldenburg trat nach dem Tode seines Vaters die Herrschaft in Kniphäusen an, und obgleich sein Leben ein ununterbrochener Kampf gegen die Habgier seines Verwandten, des Königs Christian des V. von Dänemark, war, so dünkte ihm das Leben auf dieser Erde doch herrlich und beglückend.

Die Jahre, die er mit seiner zweiten Gemahlin, der Prinzessin Charlotte Amélie de la Trémolle, in Kniphäusen lebte, verwannte er zur Behbung sozialer Nöte seines Landes. So richtete er 1677 in Varel ein Waisenhaus ein, in dem jeweilig 100 Kinder von ihrem 5. bis 15. Lebensjahr erzogen werden sollten. Noch bedeutsamer wurde sein tatkraftiger Einsatz für den schwerbelasteten Bauernstand, so daß das ganze Land ehrlich und tief trauerte, als der Herr von Kniphäusen bereits 1680 starb, möglicherweise durch Giftmord.

Sein Sohn, Reichsgraf Anton II. von Aldenburg, wurde erst nach dem Tode seines Vaters geboren. Dieser Herr war besonders um das sittliche Wohl seiner Untertanen besorgt. Er verbot ihnen das maßlose Saufen und Fressen, wie es derzeit auf Hochzeiten, Kindelbieren und Tröstelbieren üblich war. Ob er mehr erreichte als eine zeitliche Beschränkung dieser Ausschweifungen, bleibt dahingestellt.

Er hinterließ nur eine Tochter Charlotte Sophie, deren Erbfolge der Vater erst teuer erkaufen mußte. Sie verheiratete sich mit dem holländischen Edelmann Wilhelm von Bentinck-Rhoon, der später in den Reichsrafenstand erhoben wurde. Aber bereits 1740 trennte sie sich von ihrem Mann. Es fiel ihr besser, selbst zu befehlen, und so nahm sie nach dem Tode ihres Vaters die kleine Herrlichkeit in Besitz. Als sie 1754 zu Gunsten ihrer unmündigen Söhne abdankte, mußte sie eine bewaffnete Macht dazu zwingen, die Vormundschaft des Vaters über seine Söhne anzuerkennen. Sie floh aus ihrem Lande und starb in hohem Alter, fern der Heimat.

Nach den Aldenburgern wurden also die Bentincks Herren von Kniphäusen.

Christian Friedrich Anton war nur neun Jahre Herr in Kniphäusen. Nach seinem frühen Tode, 1768, übernahm seine Frau, Gräfin Marie von Tuill, die Regensschaft für ihren unmündigen Sohn. Dieser *Wilhelm Gustav Friedrich von Bentinck* lenkte von 1787 bis 1835 die Geschicke der kleinen Herrlichkeit. Sein Leben fiel also in eine stark bewegte Zeit, und durch ihn wurde Kniphäusen weit über die Grenzen Nordwestdeutschlands hinaus berühmt. Er war in erster Ehe verheiratet mit Ottilie Frederike Luise von Lynden-Reede. Nach ihrem und ihres Sohnes Tode nahm Graf Wilhelm eine Magd aus Bodhorn, die Sarah Margarete Gerdes, zur Frau, und aus dem Streit um die Nachfolge ihrer Söhne in Kniphäusen wurde ein langer Prozeß, der das Gelächter und Gespött der großen Welt erregte. Schließlich verzichtete Gustaf Adolf von Bentinck auf die ganze Herrlichkeit für 500 000 Taler, die er von Oldenburg erhielt.

Der Letzte Herr von Kniphäusen ist also der Reichsgraf Wilhelm Gustav Friedrich von Bentinck, und die Geschichte seines Lebens ist

die Geschichte der kleinen Herrlichkeit.

Unablässig rauschte der Regen vom grauverhangenen Himmel und rann in kleinen Rinnalen über den grob gepflasterten Burghof. Dennoch harrete die Menge der Bauern, der Schiffer und Fischer geduldig in der Nässe des Apriltages, bis die breiten Burgrtüren sich öffnen und die Feierlichkeiten ihren Anfang nehmen würden.

„Sie sehen alle aus wie Raben“, dachte Wilhelm, der durch das hohe Fenster auf den Hof hinausschaute. Bei dieser Vorstellung lachte er hell und befreite sich so von dem düsteren Zwang, der seit dem Tode des Vaters auf der alten Burg lastete.

Aber gleich rügte ihn ein böser Blick des Haushofmeisters, der hier in der Herrlichkeit Kniphäusen so gut wie andernorts an großen Fürstenhöfen das Leben in strengen Bahnen lenkte.

Erschrocken legte der Junge sein Kindergesicht in solch kummervolle Falten, wie es ihm vor dem Spiegel eingeübt worden war, und er betete schnell zur Stühne seines Vergehens ein Vaterunser.

Aber so sehr Wilhelm sich vornehmen mochte, betribt auszuweichen und an nichts zu denken als an die Seele seines Vaters, die jetzt die bange Wanderung in den Himmel antreten mußte — er wurde dennoch immer wieder abgelenkt durch die vielen Seltsamkeiten, die er an diesem Tage erlebte.

Da stranden all die hohen Herrschaften aus Oldenburg und Ostfriesland, die Verwandten aus Holland an der blumengeschmückten Bahre, und während ihnen die Tränen über die Backen liefen, beteuerten sie, wie bitter sie den frühen Tod des Grafen von Knipphausen bedauerten. Die Frauen warfen sich schluchzend am Sarge nieder.

Nur Wilhelms Mutter, die Gräfin Marie, stand starr zu Häupten neben den flackernden Wachslichtern, und der alte Graf Wilhelm sah abwesend über all die Trauergäste hinweg.

Dann öffneten sich die Saaltüren, und die Träger trugen den silberbeschlagen Ebenholzsarg in den Hof hinunter.

Wilhelm sah, wie die Leute in dem strömenden Regen niederknieten und wie sie alle weinten.

Die Glocken läuteten.

In seiner Erinnerung hörte dieses Glockenläuten nie auf, obgleich er später erfuhr, daß doch nur sieben Wochen lang 2 mal am Tage eine Stunde lang dies Trauergeläut die Kniphäuser Untertanen an ihren toten Herrn erinnerte.

Die schwarze Kleidung aber durfte keiner auf der Burg und keiner der Beamenschaft während vieler Monate ablegen. In das Kinderherz Wilhelms prägte sich diese Trauerzeit tief ein. Er beschloß, später, wenn er erst Herr in der Herrlichkeit wäre, sollte alles Lust und Fröhlichkeit sein.

Bis dahin hatte es freilich noch gute Weile, denn er war bei dem Tode seines Vaters erst sechs Jahre alt.

Vorerst nahm sein Großvater wieder Knipphausen in Besitz — zum dritten Mal in seinem Leben.

Die Knechte und Mägde auf der Burg, mit denen der junge Wilhelm gut Freund war, schnitten hinter dem alten Grafen böse Gesichter. Einmal stand Wilhelm hinter der Haferkiste, als der Pferdeknecht Eike Freerks wegen einer Nachlässigkeit gescholten wurde. Eike geriet leicht in Wut, und als der Herr den Rücken drehte, mußte er sich mit Fluchten Luft machen: Er schalt ihm einen hergelaufenen holländischen Edelmann, der zudem noch recht böse mit ihrer lieben Herrin Charlotte Sophie gelehrt hätte — und dieser Aldenburgern gehörte doch eigentlich die Herrlichkeit. Jetzt aber mußte sie in der Fremde leben, weil der alte Graf sich nicht mit ihr vertragen konnte.

Von dieser Großmutter wurde auf der Burg wenig gesprochen. Aber einmal im Jahr stand der schwarze Kutschwagen vor der Tür, die Rapppen stampften ungeduldig mit den Hufen, die rotlackierten Wagenräder glänzten festlich in der Sonne. Wilhelm saß bei dem Kutscher auf dem Bock, und wenn sie erst auf der großen Heerstraße waren, durfte er die Zügel halten.

Es war ein langer Weg durch die grüne Marsch, und nachts mußten sie in einem Wirtshaus schlafen, ehe sie endlich bei der alten Gräfin in Hamburg anlangten.

Sobald Wilhelm die teppichbelegte Treppe in dem großen Haus der Großmutter heraufstiege, umfing ihn der schwere Duft von Kaffee. Der hatte er was Berauschendes für ihn. Dahin trank die Mutter Tee — und er selbst bekam nie etwas anderes als Milch.

Aber die alte Gräfin schenkte dem Enkel lächelnd die goldene Tasse voll mit dem schwarzen Kaffee, und dann schob sie ihm den feinziselirten Zuckerkropf hin: „Mach ihn dir recht süß! Hier in Hamburg muß jedes Kind Kaffee trinken!“ Dazu standen Berge von Kuchen und leckere Torten auf dem Tisch, alle nur für den einen kleinen Jungen.

Dennoch konnte Wilhelm nicht den Augenblick erwarten, bis sie abgetragen wurden. Jetzt mußte sich die Großmutter mit ihren knisternden Seidenröcken, die nach Lavendel dufteten, in den hohen Lehnstuhl setzen. Wilhelm zog sich das Schmelblein hervor und sah mit seinen großen Kinderaugen zu der alten Gräfin auf.

„Ja, kennst du denn noch nicht die Geschichten von dem wilden Lübbö Onneken und dem tapferen Alke von Inhausen? Das waren zwei Hähplinge, die vor dir in der Herrlichkeit gelebt haben, sie waren mit dem jeverländer Hähpling Tanno Düren so gut Freund, daß diese drei Männer gemeinsam einer ganzen Welt von Feinden Trutz bieten konnten. Sie besaßen soviel Macht, daß sie Unrecht zu Recht machen konnten.“

In diesen Geschichten der Gräfin klirrte es von Waffen. Das heiße jähe Blut ihrer Vorfahren war in ihr lebendig, und sie tat das Ihre, um es auch in dem Enkel zu entfachen.

Der Mond schien über die grünshimmernden Kupferdächer, und die Großmutter hatte immer noch nicht ihre Geschichte beendet von den verwegenen Seeräubern Wilke und Gerd, die auf geheimnisvolle Art mit Wilhelm verwandt sein sollten. Unermeßliche Schätze hatten sie mit dem einbringlichen Handwerk der Seeräuberei den hansischen Pfeffersäcken abgewonnen und in ihren Raubnestern in Knipphausen verborgen. Zuletzt freilich mußte einer der beiden mit seinem Kopfe für die Reichtümer und das lustige Dasein zählen.

„Und das ist alles wirklich wahr?“

Die alte Gräfin nickte. „Ja, das geschah vor 300 Jahren in Knipphausen. Diese Hähplinge und auch die Seeräuber gingen auf unserer Burg aus und ein, sie standen auf unseren Deichen und schauten über das graue Meer wie du und ich. Sie waren Blut von unserem Blut.“

Wenn der schwarze Reisewagen mit den roten Rädern den Junker schon lange wieder in die Herrlichkeit zurückgebracht hatte, träumte Wilhelm noch von der Unersehbarkeit und der Kühnheit dieser Männer. Das war gewiß, er wollte auch einmal sein wie sie.

*

Wie eine große goldene Laterne stieg der Mond an Himmel empor und warf eine leuchtende Brücke über das Meer, das an diesem Abend so feierlich still war. Junker Wilhelm ging mit seiner Mutter den Deich entlang. Er wollte immer noch weiter gehen — bis ganz ans Ende der Herrlichkeit; denn jetzt würde er ja für lange Zeit der Heimat fern sein.

„Du wirst Heimweh haben“, sagte die Gräfin Marie fragend.
„Und der Junker gestand freimütig: „Ich werde immer Heimweh haben nach dem Meer und nach der kleinen Herrlichkeit.“

Aber als er dann am anderen Morgen neben dem guten Thomann im Reisewagen saß, klopfte Wilhelm von Bentinck doch das Herz in froher Erwartung der großen Welt. Er sollte auf den hohen Universitäten in Göttingen, Leiden und Lausanne studieren, er sollte die ganze Welt — Deutschland, England, Frankreich, Holland bereisen.

„Du sollst dich nicht dein Leben lang an der begrenzten Enge eines Landjunkerdaßens stoßen, Wilhelm“, hatte die Mutter zum Abschied gesagt. „Dein Geist braucht Weite. In der Erhaltung und der Entfaltung liegt der Sinn unseres Daseins.“

Thomann hatte zu den klugen Worten der Gräfin genickt, Wilhelm selbst hatte sie nicht ganz verstanden. Aber auch den Gedankengängen seiner Mutter zu folgen, würde er in der Welt da draußen wohl lernen.

Nun reiste er von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und je mehr er von den Wissenschaften kostete, je hungrierter wurde er nach ihnen.

Thomann, der Schweizer Gelehrte, bat eines Tages seinen Schüler, ihn zu entlassen. Er vermöge den jungen Grafen nichts mehr zu lehren und sehne sich nach einer ruhigen Stube.

Aus der Heimat kamen Briefe der Gräfin Marie, die den Sohn drängten, nun doch heinzukehren und die Herrlichkeit selbst zu übernehmen. Aber dann antwortete Wilhelm ihr, sie müsse sich noch gedulden.

„Hast Du mir nicht selbst diese Bahn gewiesen, liebe Mutter? Erst muß ich alles Wissenswerte der großen Welt erforschen, ehe ich in die Stille Knipphausens einkehren kann. Du wolltest mich vor der selbstgefälligen Enge eines Landjunktors bewahren. Nun muß ich Dir sagen, daß ich noch etlicher Jahre in der Fremde zu meiner Entfaltung bedarf.“

*

Doch eines Tages kehrte der Erbe und Herr der Herrlichkeit heim.

Die Mansell holte große Stapel schneeweißen Damastes aus den riesigen Schränken, um damit die Festtafel zu decken. Das kostbare Silber wurde geputzt, daß es blitzte und funkelte. Behaglich brummend stellte der Kellermeister das alte verstaubte Faß Burgunder so, daß er es mühelos anzapfen

konnte: Der sollte getrunken werden zu des Herren Empfang. Und nicht nur zum Empfang. Der Alte schmunzelte in seinen struppigen Bart hinein. Der junge Herr würde eine junge Frau Gräfin mitbringen. Es würde wieder Leben sein auf der Burg, junges fröhliches Leben!

Mißmutig tippte der Pfarrer mit seinem Finger auf einen Paragraphen des Gesetzbuchs: Es war ein erdiger Finger mit einem breiten, kurz abgeschnitzen Nagel; denn der Herr Pfarrer pflegte wochentags, wenn es nichts zu predigen gab, Mist zu karren und in der Erde zu graben wie ein Bauer. Aber darum war er doch ein Mann des Geistes. Und eben jetzt wollte er davon eine Probe geben, wie er sich gegen den Ungeist zur Wehr setze.

„Jette!“ donnerte seine barsche Stimme zur Küche hinüber, daß die Frau Pfarrerin eilig in ihrer blauen Küchenschürze herbeigelaufen kam. „Jette! Sieh, was hier geschrieben steht: . . . und verwahre mich gegen die Unsitte des unmäßigen Frassens und Saufens — insbesondere zu Kindelbieren, Tröstelbieren und Hochzeiten.“

„Jawohl! Hochzeiten! Da steht es! Anton II. von Aldenburg, Herr von Knipphausen. Das ist sein Gesetz für seine Untertanen! Und was geschieht jetzt von den hochwohlgeborenen Herren? Orgien feiern sie! Orgien!“

Der Pfarrer kostete jeden Buchstaben mit der Zunge, zumal er gewiß war, daß Jette diesen Ausdruck nie zuvor gehört hatte.

Als der Pfarrer soweit in seinem Zorn gekommen war, klang die schappende Pfarrhausklingel. Es war ein Bote vom Schloß. Er überbrachte eine von der Gräfin Marie persönlich geschriebene Einladung zu den Festlichkeiten anlässlich der Ankunft ihres Sohnes und seiner jungen Gemahlin Luise, geborene von Lynnden-Reede.

Der Pfarrer blickte flüchtig zu Frau Jette hinüber, die aber wohlweislich den Schein in ihren Augen nicht sehen ließ. „Na, Jann, dann bestell nur der Frau Gräfin, es wäre mir eine Ehre.“

*

Die junge Gräfin flog im Tanz von Arm zu Arm. Sie war jung, und das Leben war schön. Zärtlich folgte Graf Wilhelm ihr mit den Augen. Jetzt tanzte sie mit dem Prinzen Louis Ferdinand. Nach der Quadrille setzte der Prinz sich ans Spinnert, und Luise sang mit ihrer weichen, noch kindlichen Stimme ein kleines Schätzerlied.

Die Tage waren hell und froh, seit die junge, erst fünfzehnjährige Gräfin ihren Einzug auf der Burg gehalten hatte. Keine anderen Sorgen gab es als die, ob man am nächsten Morgen auf die Jagd reiten wollte oder ob es dem Prinzen von Solms, den Herzogen von Cambridge und Clarence, den Prin-

zen von Oranien besser gefallen würde, von auserlesenen Künstlern ein Konzert mit Werken von Beethoven, Haydn und Mozart zu hören.

„Ich bin glücklich“, sagte Luise an jedem Morgen, wenn durch das weitgeöffnete Fenster das Rauschen des Meeres zu ihr hereindrang. Sie wünschte sich, die Welt möge stille stehen.

*

Es war an einem Wintertag des Jahres 1794/95 — in jenem furchtbaren Winter, da die Erde für Monate in der Starre des Frostes lag, da Baum und Strauch erfroren und die freilebenden Tiere jämmerlich klagend zu den Wohnungen der Menschen kamen.

Aber in der Burg Kniphausen war es behaglich warm, da brannten die hellen Feuer in den großen Sälen, und die Diener legten eifrig schwere Büdenschelte in die Glut. Eine Fülle von Kerzen leuchtete in silbernen Haltern, nirgends war Dunkelheit und Kälte.

Aus der Küche duftete es nach gebratenen Gänsen, der skandinavische Koch bereitete köstliche Pasteten, gefüllte Omeletts. Auf der schimmernden Damasttafel standen Schalen mit lockenden Süßfrüchten, die des Grafen Schiffe aus fernen Ländern geholt hatten. Dazwischen funkelte der schwere Wein in blitzendem Kristall.

Die Gesichter der Männer waren rot und frisch von der Jagd, und ihre Stimmung war so lustig und ausgelassen, daß die Damen ihre erröthenden Gesichter hinter den Fächern verbergen mußten.

Gerade, als der von flammendem Punsch umgossene Pudding hereingetragen wurde und der Prinz von Solms seine begeisterte Rede auf die junge Hausfrau beendet hatte, wurde dem Grafen ein Bote aus Holland gemeldet.

Er befahl froh, ihn hereinzuführen, nichts anderes erwartend als die Ankündigung des Besuches seines Freundes, des Prinzen von Oranien.

Aber als er dem Boten in das bleiche Gesicht blickte, erschrak er. Das Tischgespräch verstummte, und alle sahen auf die schwankende Gestalt des Erschöpften, der sich nach dem scharfen Ritt in der Winterkälte kaum aufrecht halten konnte.

„Das Revolutionsheer!“ brachte er keuchend hervor. Und nach einer Weile, nachdem ihm der Graf ein Glas Wein reichen lassen: „Der Erbstatthalter bitter um Hilfe. Die französischen Revolutionäre rücken mit einem starken Heer an und wollen den Oranier stützen.“

Besorgt blickten die Männer der Tafelrunde einander an. So bereitete sich das mörderische Feuer, das in Frankreich entbrannt worden war, weiter aus?

Die Damen sahen verständnislos von einem zum anderen. Revolutionsheer? Die Oranier stützen? Ja, war denn der Oranier nicht unumstritten Herr und Statthalter in Holland?

Der lebenswürdige Prinz Louis Ferdinand versuchte, den Damen zu erklären, soweit das bei deren Unwissenheit in politischen Dingen möglich war. Er erklärte es ihnen so, wie er diese Ereignisse als fürstlicher Herr sehen mußte:

„Der Mann von der Straße, meine Damen, die Bürger von Frankreich, sind gegen ihr angestammtes Königshaus aufässig geworden. Sie schreien nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Sollte es das auf dieser Erde geben? Hat Gott nicht Faule und Fleißige erschaffen, Lenker des Staates und solche, die gelenkt werden müssen? Aber in Frankreich ist das Volk von einem wilden Taumel ergriffen. Die Straßen sind dort rot von Blut, ihrem Könige haben sie auf dem Schafot den Kopf abgeschlagen. Und jetzt wälzt sich dieses Ungeheuer des Volksaufstandes über die Grenzen Frankreichs hinweg nach Holland hinein, Schrecken und Entsetzen, Mord und Totschlag hinter sich lassend. Dem Oranier droht der Tod. Das ist gewiß, Sie trachten jedem von uns, jedem adelig geborenen nach dem Leben.“

Diese flammende Rede des preußischen Prinzen ließ die Damen in Schreck erstarren. Allen Fürsten und Herren drohte der Tod? Drohte das Ende ihrer Herrlichkeit auf Erden?

Graf von Benrincq blieb stumm in dem aufgeregten Wirrwarr. Sein Mund war schmal und herbverschlossen. Aber in seinen Augen glomm ein unheimliches Feuer, in ihnen blitzte es in hellem Zorn, und plötzlich straffte sich seine kräftige Gestalt in der jähen Lust an einer Tat.

Knapp verabschiedete er sich von seinen Gästen. Und ehe noch die verängstigte Gräfin Vorsorge für die Reise treffen konnte, schwang er sich in den Sattel und galoppierte über die hartgefrorene Erde gen Westen.

*

Er fand den Erbstatthalter mit seiner Familie in dem Hinterzimmer eines alten Hauses in Schevelingen. Es war düster in dem unfreudlichen Raum, und die Kinder weinten vor Angst.

Der Graf hatte erwartet, die Fürstlichkeiten von Oranien in hellem Aufbruch zu finden, bereit, sich bis zum Äußersten gegen die frechen Eindringlinge zu wehren. Statt dessen verharren alle, auch der Erbstatthalter, in stumpfer Gottegebenheit. Sie hatten keine Hoffnung mehr. Es war ihr Schicksal, den Kopf durch das Henkersbeil zu verlieren.

Graf Wilhelm mußte bald einsehen, daß er hier vergeblich zur entschlossenen Gegenwehr aufrief. Er konnte nur eines tun: Die Herrschaffen durch die Flucht vor dem sicheren Tod zu retten.

„Fliehen? Wohin?“ wehrte müde der Oranier.

„Nach England! Ehe die Welle der Revolution an Englands Küste brandet, ist ihre Kraft gebrochen.“

„Kein Schiff wird die Fahrt wagen — bei diesem Sturm, bei diesem Eisgang!“

Aber der Herr von Kniphhausen hörte diese Einwände gar nicht mehr. Er

eilte durch die engen Gassen zum Hafen hinunter.

Außer ein paar Fischerbarken lag kein Schiff mehr am Kai. Sie hatten alle aufgelegt, um das Ende des Frostes abzuwarten.

Der Graf ging auf den Holzbohlen entlang, die vor Kälte unter seinen Schritten knarren — er ging ganz bis ans Ende der langen Kaje. Es waren wirklich alles nur Fischerboote.

Konnte man damit bei solchem Nordost über den Kanal fahren? Mit einer Handbewegung tat der Graf diese Gedanken ab. Es mußte gewagt werden. Einen anderen Ausweg gab es nicht.

Der Wind heulte, und ätzend scheuerten die Leiber der Schiffe an der Kaimauer. Knisternd schoben die Eisschollen übereinander, die sich hier am Ufer zu Bergen türmten.

Plötzlich wurde sich der Graf der unheimlichen Ruhe bewußt. Die Schiffe lagen tot und verlassen da. Nur aus dem Schornstein des letzten stieg eine dünne Rauchfahne, in der manchmal Funken aufsprühten.

Kurzentschlossen sprang Beninck an Deck und kletterte die vereiste Treppe hinauf. Aus der Kajüte klang ihm Lachen und lautes Singen entgegen, und als er die Tür öffnete, war der kleine Raum grau von Tabakswolken.

Die derben Männer, die Punschgläser vor sich, starrten verdutzt auf den vornehmen Herren, der die mörderische Kälte in ihre Behaglichkeit einließ. Fluchend riß ihn ein baumlanger Kerl in die Enge des Raumes und schloß polemnd die Tür.

Das war Kapitän de Vries.

„He, wer von Euch Kerls fährt rüber nach England?“

Die Männer starrten den Grafen an, als wäre er der leibhaftige Teufel.

„Bei dem Nordost?“

„Bei dem Eisgang?“

„In dieser Nacht?“

Sie waren alle nicht ganz nüchtern, aber trotzdem verspürten sie zu solcher Tollheit kein Verlangen.

„Wen soll ich fahren?“ fragte da de Vries.

„Die Oranier“, entgegnete der Graf. „Sonst bringen ihn die französischen Revolutionäre aufs Schafot.“

De Vries nickte kurz, das begriff er. Der Oranier war verloren, wenn er nicht in dieser Nacht nach England floh. Schwerfällig stieg er an Deck, und prüfend ging sein Blick am Himmel entlang, an dem die grauen Wolken,

gespenstisch von einem fahlen Mond beleuchtet, dahinjagten. Dies alles geschah ohne ein Wort. Er nahm noch eine Stange und prüfte die Dicke des Eises, ehe seine donnernde Stimme in den Raum hinunter schallte:

„Alle Mann an Deck! Klarmachen zur Ausfahrt!“

Widerwillig ließen die anderen Kapitäne ihren guten Punsch stehen. Im Fortgehen hatte jeder ein mißbilligendes Wort für de Vries' Tollkühnheit, aber im Grunde schämten sie sich wohl, daß sie weniger als er bereit waren, ihr Leben in Treue für einen guten Herrn einzusetzen.

Indessen ergab sich dann ein Widerstand von einer Seite, wo ihn Graf Beninck nicht erwarten mochte: Die Gattin des Oraniers erklärte entschieden, ihr Fuß würde die Planken dieses Seelenverkäufers nicht betreten, es sei ein Gottversuchen, mit ihm bei solchem Wetter nach England segeln zu wollen.

Ratlos starrte der Erbstathalter über die See mit ihrem schweren Eisgang. Ihn hatte bei der Wucht der Ereignisse so völlig jede Entschlußkraft verlassen, daß er die Empörung seiner Frau zu recht erkennen und sich damit seinem Schicksal preisgeben wollte.

Aber da nahm der Herr von Kniphhausen die Dame auf seine Arme und trug sie über den schwankenden Laufsteg aufs Schiff hinüber. Und er setzte sie nicht eher wieder auf ihre Füße, bis er sie wohlverwahrt unten in der Kajüte hatte. Da mochte sie ihrem Zorn über diese Gewalttat Ausdruck geben. Jedenfalls stand nun der Rettung nach England nichts mehr im Wege.

Jetzt waren glücklich alle an Bord. Graf Beninck drückte dem Oranier die Hand. „Ihr kommt wieder!“ sagte er fest.

Dann sprang er ans Ufer, um die vereisten Tane loszuwerfen. Erst jetzt begriff der Erbstathalter, daß der Freund die letzte Möglichkeit, sich vor der herannahenden Meute der französischen Revolutionäre in Sicherheit zu bringen, nicht auch für sich nutzen wollte.

Laut rief er zum Ufer hinüber, er befehle Beninck, mitzufahren. Er rannte zum Kapitän und wollte den zwingen, wieder anzulegen.

Aber de Vries verstand wohl die Rede in dem aufheulenden Sturm gar nicht. Er hatte scharf genug darauf zu achten, das kleine Fahrzeug durch das Eis zu steuern.

Der Graf blieb am Ufer stehen, bis das Schiff die freie Fahrtrinne erreicht hatte. Heute noch stand dieser Fluchweg offen. Vielleicht schob schon die nächste Nacht die Eismassen so zusammen, daß keine Durchfahrt mehr möglich war.

Beninck wandte sich zum Gehen. Es gab in dieser Nacht noch vieles für ihn zu tun. Er war nicht gewillt, so kampflös vor den Eindringlingen das

Land zu verlassen. An der Spitze der holländischen Flotte würde er ihnen begegnen.

*

Kopfschützel wandte sich der Graf von Limburg an die Barone Hoogstraten und Seroeskerken: „Wie kann eine einzige Nacht einen Mann so verwandeln? Ist dieser harte Mann der Tat derselbe, dessen glanzvolle Feste auf Kniphausen berühmt waren? Dessen Liebenswürdigkeit die Herzen aller Damen bei Hofe gewann? Der sich mit den hohen Wissenschaften und der Kunst aller Länder beschäftigte?“

Die Adeligen Hollands begriffen diese Wandlung nicht. Sie überließen dem Deutschen gern den Ruhm und die Ehre, sich für die Freiheit ihres Vaterlandes einzusetzen, wenn sie stattdessen in der Geborgenheit seiner Herrlichkeit Schutz vor dem Sturm fanden, den die Revolutionäre in ihr Land trugen.

Der Graf gewährte ihnen allen Gastfreundschaft in Kniphausen und in Varel, das bereits der Zufluchtsort für die französischen und brabantischen Emigranten geworden war.

Ingeheim aber verachtete er diese Männer, die lieber ihr kostbares Leben in Sicherheit brachten, statt der wilden Horde mit Mut und Entschlossenheit entgegen zu treten.

Eigentlich hatten sie wohl ihr Schicksal verdient. Sie waren müde und schwach, und schlimmere Eigenschaften gab es für einen Mann nicht.

*

Bald war der Kniphäuser Graf mit seiner tollkühnen Flotte auf dem Meere gefürchter wie der leibhaftige Teufel. Aber als die französischen Revolutionäre und die holländischen Aufständigen erst erkannten, von wem ihnen ernste Gefahr drohte, rorteten sie all ihre Kräfte gegen diesen einen zusammen, um ihn schließlich doch zu fangen.

Ja, da saß er nun in dem düsteren Gelaß und konnte von der Welt nichts sehen als ein Stück Himmel. Knarrend drehte sich der Schlüssel in dem rostigen Schloß. Für einen Augenblick wurde das mürrische Gesicht des Kerkermeisters sichtbar. Eine häßliche behaarte Hand stellte ihm einen Napf mit Kohl herein. Ohne ein Wort verschloß dann der bärtige Alte wieder die Tür.

Seufzend wandte sich der Graf ab.

Seit Wochen hielt man ihn hier auf der Festung Woerden gefangen. Aus dem sprudelnden Leben des Kampfes war er in diese Stille gestoßen.

Kein Mensch sprach ein Wort mit ihm. Er war abgeschnitten von aller Welt. Wenn der grimmige Alte wenigstens gefluht hätte, ihn beschimpft

hätte! Wenn er hämisch erwähnen würde, wie schlecht die Sache des Oranien stände und welche Erfolge die französischen Revolutionäre zusammen mit den aufständigen Holländern errangen!

Aber sein Kerkermeister schwieg, als wäre er stumm. Graf Bentinck wußte nicht, ob seine Frau Luise und die beiden kleinen Mädchen Marie und Ottilien nicht längst von der heimathlichen Burg vertrieben waren. Er wußte nicht, wie weit das Feuer des Krieges bereits um sich gegriffen hatte.

Was gab es grausameres, als einen Mann auf diese Weise seiner Freiheit zu berauben?

In den ersten Wochen hatte der Graf sich wie ein Rasender gebürdet. Er hatte an den Gitterstäben gerüttelt, aber seine Kräfte reichten nicht aus, die dicken Eisenstangen zu biegen.

E einmal hatte der Alte von Woerden ihn bei diesem müßigen Beginnen überrascht, er mußte ihn durchs Schlüsselloch beobachtet haben. Plötzlich stand er in der Tür, und ein verächtliches Grinsen machte sein hämisches Gesicht noch böser.

Nein, es war vergebens, auf Flucht zu sinnen, so lange dieser Kettenhund vor der Tür lag. Der haßte all die hochgeborenen Herren aus der Tiefe eines Lebenslang Geknecheten.

Eine andere Möglichkeit, diesem furchtbaren Zustand ein Ende zu bereiten, hätte dem Grafen freilich offen gestanden. Neben seinem kargen Frühstück fand er eines Morgens einen Strick.

Also sich aufzuhängen, war ihm nicht verwehrt.

Bentinck saß mit gesenktem Kopf auf dem niedrigen Schemel und betrachtete den härenen Strick in seinen Händen.

Das sollte das Ende des Herrn der Herrlichkeit sein? Plötzlich sprang er auf, und alle Muskeln in seinem schmalen Gesicht strafften sich, die Augen blitzten in einer Entschlossenheit:

„Nein, dieser Kerker soll mich nicht zugrunde richten. Ich will mich nicht zerbrechen lassen! Und wenn ich nie wieder den freien Himmel über mir sehen soll, nie wieder in Sonne und Wind über die Marschen reiten, nie wieder den herben Duft des wogenden Meeres ammen darf! Stolz und aufrecht will ich stehen, selbst, wenn die hemmungslose Meute meiner Widersacher mich zum Schafort schleppt.“

Gleichgütig begegnete er fortan den girtigen Blicken seines Kerkermeisters. Mochte man ihn seiner äußeren Bewegungsfreiheit berauben, in seinem Herzen war er frei.

Diese erzwungene Einsamkeit gab ihm Muße, zum ersten Mal in seinem Leben Muße, über den Sinn dieses Daseins nachzudenken. Nun war er, der Herr einer kleinen Herrlichkeit, aus dem wilden Wirbel der Welt in diese Stille verbannt. Er wußte nicht, ob seine Burg nicht längst zerstört, sein Land

verwüster, seine Familie schutzlos der Willkür seiner Feinde preisgegeben war.

Nichts mehr war sein als nur er selbst. Die Vergänglichkeit allen irdischen Besitzes wurde ihm bewußt — und zu diesem Besitz rechnete er nicht nur seine Burg am Meer, seine fetten Marsden mit dem schweren Vieh, seine edlen Pferde, die Bauern und Fischer, die Knechte und Mägde in Knipphausen dazu zählte er auch Freunde, Frau und Kinder.

Er mußte lernen, nichts zu besitzen als sich selbst. Und auch seines Körpers war er nicht sicher. Die Feinde konnten ihn blenden, sie konnten ihn verstümmeln.

Nur eines vermochten sie nicht: Die Kraft seiner Seele zu zerbrechen, wenn er es nicht zuließ. Die Seele war das einzige, was ihm gehörte. Und allein um die Erhaltung und die Entfaltung der seelischen Kräfte lohnte sich das Dasein auf dieser Erde.

In der Nacht, da er zu dieser Erkenntnis gelangte, hatte er tief geschlafen. Wunderbar gestärkt und beruhigt erwachte er am Morgen, als die Tür seines Verließes sich öffnete. Er richtete sich auf seinem Lager auf:

„Nein“, — sagte er — „das nicht, das ist nicht möglich.“ Er legte sich wieder auf das Bett zurück und schloß die Augen.

Als er sie dann langsam wieder aufschlug, stand sie immer noch da, lächelmilos, Luise, seine Frau.

Sie kniete neben ihm nieder und streichelte seine Hände, sein Gesicht, das ihr fremd und schöner erschien, mit zitternden Fingern strich sie über sein Haar, das an den Schläfen grau geworden war in diesen Wochen.

„Wilhelm, ich bleibe bei dir, immer bleibe ich jetzt bei dir.“

Auch das Herz der Feinde hatte sich der Liebe dieser Frau erbarmt, dieser Frau, die mit ihren achtzehn Jahren fast noch ein Mädchen war. Seit der Gefangennahme des Grafen hatte sie sich keine Ruhe gegönnt. Sie, die Schützerin, Zurückhaltende, war selbst zu den einflußreichen Herren gegangen, sie hatte den französischen Gesandten de la Croix bezaubert, sie hatte an den König von Preußen geschrieben.

Und schließlich war es ihren und ihres Bruders Bemühungen gelungen, die Erlaubnis für sie beide zu erwirken, die Haft des Grafen zu teilen.

Das war viel.

Wilhelm von Beninck hielt bisweilen diese vier Jahre Festung für die glücklichsten seines Lebens, weil ihm zu jeder Stunde die tiefe Liebe seiner Frau gegenwärtig war.

Und dankbar empfand er als Gnade und Wunder, daß die Qual der Ein-

samkeit von ihm genommen worden war in dem Augenblick, da er den Weg erkannte, in seinem Unglück zu bestehen.

*

Mit den Jahren erreichten seine Freunde noch ein Weiteres: Im Jahre 1798 wurde ihm die Freiheit geschenkt.

Wie ein Traum dünkte es ihn, als er unten in dem regennassen Burghof sein Pferd bestieg. Es war ein junger Hengst aus seiner eigenen Zucht, den ihm Luise vorsorglich geschickt hatte. Sie selbst war an diesem Tage nicht bei ihm. In der letzten Zeit hatte die Haft doch ihre zarte Gesundheit angegriffen. Sie sollte in der frischen Seeluft Knipphausens wieder rote Wangen bekommen.

Jetzt trieb ihn eine ungestüme Sehnsucht zu ihr. Nein, er hatte keine Zeit, noch auf irgendwelche holländischen Herren zu warten, die ihm ihre Freude über seine Befreiung ausdrücken wollten; er verspürte keine Lust, in Gesellschaft langweiliger Gesellen den Ritt in die Heimat anzutreten; in die Heimat, die ihm heute zum zweitenmal geschenkt wurde.

Er schwang sich aufs Roß und jagte quer durch Holland der Kniphauser Herrlichkeit zu. Unterwegs sang er gegen den Sturm ein wildes Lied, be rauscht von dem herrlichen Gefühl der Freiheit, erfüllte von einer tiefen Lust am Leben.

Der Regen klatschte ihm ins Gesicht und rann ihm in den Kragen. Aber er verspürte weder Nässe noch Kälte. Wenn die Hagelschloßen seine Wangen ritzen, wischte er lachend das Blut fort, er hatte keine Zeit, irgendwo vor dem Unwetter zu schauen, er mußte endlich wieder dahome sein.

Aber als er die Grenze seiner Herrlichkeit erreichte, verlangsamte sich sein Ritt.

Die Dorfungen saßen in den Gipfeln der hohen Bäume, und wenn sie dann den Reiter in der Ebene erkannte, kletterten sie geschwind herunter und rannten ins Dorf, um gleich darauf mit den Musikanten dem Herrn der Herrlichkeit entgegen zu ziehen.

Ehrenforten spannten sich über die Straßen, und vor jedem Bauernhof standen die Männer, Frauen und Kinder und jubelten ihrem lieben Herrn entgegen.

Nein, hier war wahrhaftig keiner, der es mit den französischen Revolutionären gehalten hätte, hier war der Kniphauser Herr in der Liebe seiner Untertanen geboren.

Zum Neujahrstage ritt er auf seiner Burg ein. Luise schmielte sich an ihn, und die kleinen Mädchen ließen die Hand des Vaters nicht los.

„Wirst du nun immer bei uns bleiben, immer in der Geborgenheit Knipphausens?“

Graf Wilhelm lächelte zu den Worten seiner Frau. Wie konnte ein Mann der Tat in der Selbstzufriedenheit einer kleinen Burg verharren? Draußen war die weite Welt, die seiner Kraft bedurfte. Er mußte zu seinem Teil die Geschicke dieser Erde lenken.

*

Als auf den fetten Weiden der Marsch die kleinen Grasschwerter ihre Spitzen durch die dunkle Erde bohrten, als die Lerche am blauen Frühlingshimmel sang und der Kiebitz seine gefleckten Eier in das flache Nest legte, ließ der Graf sein Schiff rüsten, mit dem er nach England segeln wollte. Dort hoffte er, der Sache des Oraniers zu dienen am Hofe des Königs.

Luise hatte ihn diesmal ungern reisen lassen. Ihre traurigen Augen fielen ihm manchmal ein und trübten ihm den Glanz der prunkvollen Feste, die Georg III. zu Ehren des Grafen am englischen Hofe feierte.

Dennoch schob er seine Heimreise von einem Tag zum anderen auf. Die englischen Großen überhäufeten ihn mit Ehrengeschenken, er wurde zum englischen Obersten ernannt, der König beauftragte ihn mit der Leitung des militärischen Unternehmens in Texel. Das war eine Aufgabe, die den Einsatz einer Manneskraft lohnte.

Den Herrn der kleinen Herrlichkeit überkam es wie ein Rausch. Hier unter den großen Staatsmännern galt sein Wort mehr als das eines anderen. Vergessen waren die Gedanken, die er in der Tiefe des Kerkers gedacht. Er begann, die Macht zu lieben und immer mehr von ihr zu begehren.

Die englischen, russischen und holländischen Herren hatten sich in Alkmaar um den Grafen Bentinck versammelt. Es galt, wichtige Entscheidungen zu treffen wegen der Weiterführung des Krieges. Da wurde dem Grafen ein Bote gemeldet. Ungeduldig wehrte Wilhelm von Bentinck ab. „Doch nicht jetzt. Das hat wohl Zeit bis später.“

„Es ist ein Bote aus Knipphausen“, brachte der Diener verlegen hervor. Da mußten die russischen und englischen Herren warten. Und als Bentinck den Brief gelesen hatte, ließ er nur kurz bestellen, er reise in die Heimat, sie möchten die Verhandlungen ohne ihn zu Ende führen.

Die Reise durch die bunte Fülle des Herbstes wurde ihm lang, und die leuchtenden Farben taten ihm weh. „Sie stirbt“, fühlte er dumpf — „und ich bin schuld. Ich durfte sie nicht solange allein lassen nach allem, was sie um mich gelitten hat.“

In pausenlosem Ritt jagte er dahin, bis er die schwarzgelbe Fahne über seiner Burg flattern sah. Nein, nicht auf Halbmas. Drinnen herrschte eine seltsame Ruhe, kein Hundegeschell, nicht das Jubeln seiner kleinen Töchter empfing ihn. Die alte Amme, die ihn schon selbst auf den Armen gehalten

hatte, kam ihm mit lautlosen Schritten entgegen und führte ihn in den halbdunkelten Raum, in dem seine Frau lag.

Sie hatte ihm den Erben geboren.

Mit einem seltsam entrückten Lächeln lag Luise in den Kissen. Ihr hatten sich alle Wünsche dieser Erde erfüllt. Sie hatte dem geliebten Manne den Sohn geboren, den Erben von Knipphausen. Trotz ihrer Jugend klammerte sie sich nicht an dies Leben. Willig gab sie sich dem frühen Tode hin, wie sie sich allem hingegen hatte als einer Fügung Gottes.

Der Graf warf kaum einen Blick auf das Kind, das mit seinen winzigen geballten Fäustchen vor dem roten Gesicht ruhig in seiner alten Wiege schlief.

Er sah nur Luise. Er sah, wie alle Farbe des Lebens aus ihrem zarten Gesicht verschwunden war, wie ihre Augen unwirklich und groß auf eine andere Welt gerichtet waren.

Er blieb bei ihr, Tage und Nächte, bis ihr Leben erlosch. Sinnend blickte er ihr in das stille junge Gesicht, das keine Qual des Todes verzerrt hatte. Luise war gestorben in der Fülle des Glücks.

Und er blieb allein.

Jetzt, da sie tot war, mußte er ihren Wunsch erfüllen: Er ließ sich nicht wieder zum Spiel der großen Welt verlocken, er blieb in Knipphausen.

Der Graf ging durch seinen Park, seine kleinen Mädchen Marie und Ottilinden trippelten an der Hand des Vaters und wühlten mit ihren kleinen Stiefeln in dem welken Herbstlaub. Zu sprechen wagten sie nicht. Der Vater war ihnen ein fremder Herr; denn wann war er je für längere Zeit auf Knipphausen gewesen! So gingen sie stumm miteinander, und Bentinck spürte deutlicher denn je eine dumpfe Beklemmung.

Da klang plötzlich aus dem Musikzimmer, das seit Luises Tod verschlossen war, eine weiche, gleichsam schwebende Melodie.

Erstaunt blieb der Graf stehen. Wer verstand, so zu spielen? Und dann glitt plötzlich ein Lächeln über sein Gesicht. Die kleinen Mädchen rissen sich los und liefen jubelnd den Gartenweg entlang. Auch sie kannten den Mann, der solche Melodien aus dem Spinnett hervorzaubern konnte, den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen!

Jetzt unterbrach er sein Spiel und trat ans Fenster: „Wenn du nicht zur Welt kommst, so kommt die Welt zu dir“, begrüßte er lächelnd den Grafen, der zum ersten Mal seit Luises Tod froh aussah.

An diesem Abend mußte der alte Johann manche Flasche des schweren Burgunders neben den Kamin stellen. Die Freunde hatten einander viel zu erzählen. Große Dinge geschahen in der Welt, aus der Louis Ferdinand kam. In Frankreich riß ein neuer Mann die Macht an sich — Napoleon Bonaparte! Der Korse! Der Mann aus dem Nichts!

„Ihn gelüster nach der Kaiserkrone“, wußte Louis Ferdinand.

Aber allzu ernsthaft nahmen diese beiden Männer die Gefahr nicht, die da von Frankreich heranzog. Sie fanden es Spaßig, daß ein so kleiner Mann, der nichts hatte, nichts kannte als sein Schwert, die Welt erobern wollte.

„Aber Kniphansen doch nicht“, lachte der Graf.
„Nein, Kniphansen sollst du behalten“, bestärkte der Prinz. In deiner Herrlichkeit sollst du regieren, so herrlich du kannst, hier hat dir keiner dreinzureden, nicht einmal mehr der Kaiser; denn dein Land ist jetzt vollends lehnfrei.“

„Man hat mich einfach vergessen?“
„So ist es! Gib deinen Untertanen Gesetze! Laß Münzen prägen mit dem bennindischen Wappen und dem gekrönten Löwen! Laß deine Fahne an den Masten der Schiffe wehen! Du bist der Kaiser in deinem Reich! Der Herr der Herrlichkeit...“

„... Alleinherrscher im Seestaat Kniphansen!“
Des Grafen Reich umfaßte nur ein paar Dörfer, er konnte es in ein paar Stunden kreuz und quer durchreiten, die Zahl seiner Untertanen belief sich genau auf 3000 Seelen — aber dies Liliputreich war ein vollkommen selbständiges Staatsgefüge, und Wilhelm von Bennind war sein unumschränkter Herrscher.

Die beiden Freunde hielten diesen ergötzlichen Umstand für einen ausstreichenden Grund, noch eine weitere Flasche Burgunder zu trinken.

*

Das graue Meer wogte auf und nieder, schaumgekrönte Wellen schlugen an den Bug des Schiffes. Es war ein gutes Schiff. Am Heck wehte die schwarzgelbe Flagge Kniphansens, und der Herr der kleinen Herrlichkeit stand selbst an Deck.

Spätend glitten seine Augen, die ein wenig weitsichtig zu werden begannen, am Horizont entlang. Aber der Junge oben im Mastkorb, der kleine Heiko Ulfers, erkannte doch noch vor dem Grafen das schnelle Kanonenboot, das auf den Frachter zusteuerte.

Knatternd schlug der Wind in die Segel und trieb das Schiff voran, aber hier vor der Küste mußte man kreuzen, um dichter ans Ufer zu kommen. Die Baken mußten erreicht werden, die Baken, die den Seestaat Kniphansen begrenzten. Davon hing alles ab.

Die Mannschaft stand an Deck und arbeitete feberhaft. Heiko Ulfers rief ihnen aus seinem Mastkorb Meldungen zu, aber jetzt konnten alle erkennen, wie das französische Zollboot immer näher herankam und die Küste noch gar nicht in Sicht war.

Die französischen Zöllner gaben das Zeichen zum Abstoppen, aber der

Kapitän kniff die Lippen zusammen und kreuzte verwegen, um in den rettenden Bereich der Baken zu gelangen.

Da gaben die Franzosen einen Schuß ab auf den Frachter, einen zweiten, der streifte das Heck.

„Stoppen!“ befahl Bennind.
Das Schiff dümpelte in der schweren See. Während die Zöllner das Fallreep hochklettern, sprach der Graf ein paar Worte mit dem Kapitän. Desse wütendes Gesicht hellte sich ein wenig auf.

Der Graf nötigte die Franzosen in die Kabine. Nein, hier an Deck konnte man bei dem Sturm sein eigenes Wort nicht verstehen, und außerdem war er ein alter Mann, nicht wahr!

Umständlich holte er eine Flasche Whisky aus der hintersten Ecke des Spintres, und während er den widerstrebbenden französischen Herren einschlenkte, erklärte er die rechtmäßige Herkunft dieser kostenbaren und wahrhaftig einzigen Flasche an Bord.

Die Zöllner nickten grimmig. Das kannten sie. Napoleon hatte eine harte Blockade um das Festland gelegt. Kein Schiff sollte englische Waren zum Kontinent bringen. Der Kaiser wollte dem englischen Feinde das Absatzgebiet sperren, um so den auf anderem Felde nicht zu vernichtenden Insulaner empfindlich zu schädigen.

„He, und das ganze Schiff habt Ihr wohl voll Kontertander? Was schlecht Ihr sonst so dicht an der Küste entlang?“ brüllte plötzlich der französische Offizier. Er schmiß sein Glas gegen die Wand, daß es zersplitterte. Dieser verfluchte Deutsche sollte ihn nicht zum Narren haben.

Aber da richtete sich der Graf auf, und in seine Augen trat der unbezwingliche Glanz: „Ich bin Kniphanser, meine Herren! Unumschränkter Herrscher des Seestaates Kniphansen! — und weder Ihr Kaiser noch Sie haben mit irgendetwas zu befehlen oder zu verbieten!“

Er hatte sich ein wenig Zeit gelassen mit dieser Erklärung, damit der Kapitän schleunigst seine Fahrt fortsetzen konnte bis zu den schützenden Baken. Im Zollboot hatte man zwar gerohrt und geschrien, aber zu schießen hatte man nicht gewagt, da doch die eigenen Leute an Bord des Seglers waren.

Jetzt kamen die Herren wieder an Deck, mißmutig und überzeugt, daß sie hintergangen wurden. Aber sie hatten die Papiere dieses Herrschers von Kniphansen eingesehen, sie hatten auch die Frachtpapiere des Seglers zu Recht anerkennen müssen.

Zwar hatten sie große Lust, das Schiff durchsuchen zu lassen, aber mit einer Handbewegung deutete der Graf auf die Baken, die das Schiff soeben erreichte. Die Herren wollten sich doch nicht etwa in doppeltes Unrecht setzen.

zen? Einmal die Hoheitsrechte der schwarzgelben Fahne mißachten und zu dem noch das Kniphäuser Hoheitsgebiet verletzen?

Da gingen die Franzosen fluchtend von Bord. Unten in der Kajüte tranken der Kapitän und der Herr der Herrlichkeit einander vergnügt zu. Sie konnten es ruhig tun, denn unter dem Ballast, den das Schiff geladen hatte, lagen viele Fässer guten englischen Whiskys verborgen, und diese Ladung sollte wahrhaftig nicht die letzte sein, die unter Kniphäuser Flagge sicher ans Festland gelangte.

*

Sarah rückte den tiefen Sessel noch ein wenig dichter ans Feuer, und behaglich streckte der Graf die schmerzenden Glieder gegen die wärmende Glut, der Frau mit einem freundlichen Blick für ihre Fürsorge dankend.

Es tat wohl, Sarah um sich zu haben. Sie war eine einfache Dienstmagd, aber sie hatte mit rührender Liebe den mütterlosen Anton Wilhelm, den Erben Kniphäusens, großgezogen. Orelinchen und auch die herbe kleine Marie hingen der Frau am Ruckschoß, wenn sie mit ihrem hellen frohen Gesicht über den Hof ging. Die Knechte taten nach ihrer Anweisung willig ihre Arbeit, und nie hatte Bentinck gemerkt, daß sich eine Magd ihr widersetze, ihr, die selbst eine Magd gewesen war, ehe der Graf sie auf die Burg holte.

Jetzt aber war Sarah Herrin in Kniphäusen. Ein flüchtiges Lächeln huschte über Bentincks Gesicht, als er an die erste Begegnung Sarahs mit seinen fürstlichen Freunden, den Herzögen von Cambridge und Clarence, den Prinzen von Solms und Louis Ferdinand dachte.

Sie alle hatten der reizenden Dame, die mit vollenderer Grazie dem Hauswesen des Grafen vorstand, den Hof gemacht — sie hatten sie umschwärmt und bewundert, bis zu dem Augenblick, da Bentinck ihnen abends am Kamin erzählte, Sarah sei eines einfachen Landarbeiters Tochter und vor gar nicht langer Zeit hätte sie mit den Kniesen auf dem erdigen Acker gelegen und mit ihren Händen Kartoffeln ausgegraben.

„Und diese Dienstmagd willst du heiraten, du, der Herrscher von Kniphäusen, der mit den hohen Fürstenhäusern dieser Erde verwardt ist?“ — „Du könntest jede Prinzessin bekommen“, platzte der lebhaftere Prinz von Solms heraus. — „Der Oranier hat mir erst kürzlich gesagt, seine Nichte...“

„Schweig still“, hatte der Graf abgewehrt.
Er mußte sich eingestehn, wie schwer es für seine Freunde war, sich ihm, den Verfechter der fürstlichen Rechte, als Ehemann eines Landmädchens vorzustellen.

Aber was wußten diese Männer von der Wärme und Herzengüte Sarahs! Wilhelm von Bentincks Leben wäre einsam und kalt ohne sie gewesen.

Zärtlich führte er ihre Hand an seine Lippen, als sie ihm jetzt die silberne Schale reichte, auf der die eingegangene Post lag.

Es waren viele Briefe. Sarah blickte ihm über die Schulter.

„Schon wieder Anfragen nach unserer Flagge!“ Sie las mit ihren jungen Augen schneller als der Graf, der lächelnd zu ihr aufsaß.

„Und das nächste Schiff bringt Brabanter Seide und Brüsseler Spitzen für dich!“

Vergnügt wirbelte Sarah durchs Zimmer. Da erhaschte sie durchs Fenster den Anblick einer langen Wagenkarawane, die schwerfällig durchs Land zog.

„Sieh nur“, rief sie lebhaft — „da fließen die Waren ins Land hinein: Zucker, Rosinen, Kaffee und Tee...“

„Schnaps und Tabak“, vollendete der Graf, behaglich an seiner langen Pfeife ziehend.

Er hielt es nicht einmal der Mühe wert, sich die Wagen anzugucken, die da im Schutze des dichten Nebels durchs Land krochen. Täglich langten ja Schiffe an der Kniphäuser Küste an, die kostbare Ladung aus England brachten unter dem Schutze der Kniphäuser Flagge, und täglich zogen die Wagenkolonnen durchs Land, die Bevölkerung gegen den Willen Napoleons mit den englischen Waren versorgend.

„Das kann ich ihm wenigstens zum Schabernack tun, diesen verfluchten Kaiser Napoleon!“ lachte der Graf vergnügt. Er machte sich kein Gewissen daraus, gegen ein Gesetz zu handeln, das aus Mächtigern und Herrschern geschafften war.

Er triebe Mißbrauch mit der schwarzgelben Fahne Kniphäusens, war er kürzlich verwarnt worden. Eine Piratenfahne schimpfte man sie auf den französischen Kanzeleien, und ihn selbst nannte man gar einen Seeräuber.

Diese Gedanken trugen wesentlich dazu bei, die gute Laune des Grafen noch zu steigern. Insofern hatten die Franzosen mit ihren Vergleichen jedenfalls recht: Seine Herrlichkeit gedieh durch den Schmuggel so gut wie einst zur Häuptlingszeit durch die Seeräuber.

Behaglich ließ sich Bentinck von Sarah noch eine Tasse des goldbraunen Tees einstinken. Knisternd zersprang der Kandiszucker, und sorgfältig deckte Sarah das kostbare Getränk mit einer Schicht dicker Sahne, die sie langsam von dem runden silbernen Löffel gleiten ließ.

Dieser Tee war ein Teil des Tributes, der ihm von der Kontorbande geleistet werden mußte. Die Kniphäuser behaupteten, ohne ihren Schmuggeltee wären sie längst alle vor Durst gestorben, denn die salzige Meerluft zwänge sie, täglich mindestens 20 Tassen Tee zu trinken, und Tee müsse es sein, als Gegengift gegen das gefährliche Salz.

An diesem Abend fielen dem Grafen lauter soldate dummen und lustigen Geschichten ein. Er lachte und scherzte mit Sarah. Das Leben war doch schön. Mochte man sich da draußen im Reich mit Napoleon plagen!

Da klopfte der alte Johann an die Tür. Draußen stände ein Herr, der sich nicht abweisen ließe, ein französischer Fähnrich mit zwei bewaffneten Soldaten. Der Name des Fähnrichs sei Gordon.

„Gordon? War das nicht ein Verwandter der Bentincks aus Schottland? — Führ ihn herein!“

Der junge Fähnrich kam sporenklirrend herein, und die beiden Soldaten stellten sich mit aufgepflanztem Bajonett vor die Tür.

Als Gordon in die lebhaften und klugen Augen des Grafen blickte, wurde er ein wenig verlegen. Er hatte keinen angenehmen Auftrag auszuführen.

Aber er war Offizier des Kaisers und — verflucht! dieser Graf hatte wahrhaftig dem Kaiser während vieler Jahre schweren Schaden zugefügt.

Kurz und bündig überbrachte er jetzt Napoleons Befehle:

Der Herr der Herrlichkeit war seines Reiches enthoben. Der große Kaiser Napoleon genuhe, dies Fleckchen Erde selbst in Besitz zu nehmen, gleich wie er über den Großteil der Erde herrschte. Die schwarzgelbe Fahne Kniphauseus mußte eingeholt werden. Fortan konnte sie keinen Schiff mehr zu unredlicher Schmuggelfahrt gegen das kaiserliche Verbot dienen. Es war Napoleons Beschluß, sie nie wieder aufzuleben zu lassen.

Der Graf hatte der knappen Rede des Fähnrichs unbewegten Gesichts zugehört.

Sarah war mit angstbleichem Gesicht hinter ihn getreten. Sie fürchtete einen der jählen Zornesausbrüche Wilhelm von Bentincks. Gordon wick dem Blick des Kniphauseer Herren aus, der groß auf ihn gerichtet war.

„Das Ende der Herrlichkeit!“ Des Grafen Stimme war völlig ruhig. „Nun erwarten Sie wohl, junger Mann, daß ich in Wehklagen ausbreche um den Verlust meines angestammten Besitzes, daß ich Ihren Kaiser anlehe, doch ein kleines Zipfelchen meiner Macht mir in den Händen zu lassen!“ Graf Bentinck lachte — nicht böse und bitter — er lachte ein kleines amüsiertes Lachen.

„Sagen Sie Ihrem Herrn, er möge meine Herrschaft in Verwahrung nehmen, solange wie er sein übriges Reich verwalten könne. Ich warre derweilen vor meiner eigenen Tür.“

*

Gelassen war der Graf von dem prunkenden Thron seiner kleinen Herrlichkeit heruntergestiegen.

Er wurde Bürger — der französische Bürger Wilhelm Bentinck — und als solcher ließ er sich von seinem Nachfolger auf Kniphauseus Thron, nämlich von Napoleon, zum Bürgermeister von Varel ernennen.

„Ich begreife dich nicht“, sagte der Oranier erregt. „Wie kannst du ein Amt von diesem hergelaufenen Glücksritter annehmen? Ware doch Louis Ferdinand noch am Leben! Wenn er nicht bei Saalfeld gefallen wäre, er würde dir sagen, wie unmöglich dein Verhalten ist.“

„Ich weiß, ich weiß. Gesinnungslump, nicht wahr? Meinewegen denke so über Wilhelm Bentinck!“

„Du könntest am englischen Hof leben, sogar in Rußland, bis der Sturm vorüber ist.“

„Ich will aber nicht! Ich mag nicht das Gnadengrot eines fremden Herrschers essen. Und ich bin zu alt für das Spiel am Hofe. Ich brauche eine Aufgabe. — Ja, glaubt ihr denn, meine fürsüchtigen Freunde, ich diene Napoleon? Ich diene meinem Volke. Die Männer und Frauen hier in der Heimat brauchen mich! Ich stehe ihnen bei in ihrer Bedrängnis gegen den fremden Unterdrücker. Das hab ich getan als Herr von Kniphauseus, und das gedenke ich weiter zu tun als Bürger Bentinck.“

Da senkte der Oranier stumm den Kopf vor soviel aufrechtem Mannestum.

*

Die Sturmlocken läuterten in Kniphauseus. Schnelle Reiter jagten von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft mit der Kunde von Napoleons schwerer Niederlage in Rußland. Ingrimmig fluchten die Bauern und Schiffer und bedauerten nur, daß die Beresina nicht auch ihn, den Gewaltherrscher, verdrückte, sondern daß Napoleon sein Leben noch einmal aus drohender Gefahr gerettet hatte.

„Das ist aber auch alles!“ strich Iko Steffens. „Es ist aus mit ihm! Seine Macht ist dahin!“

Ehe er weiterjagte, flüsterte er einem der Bauern noch etwas ins Ohr. Der horchte gespannt, sah Iko dann fest an und nickte zum Zeichen, daß er verstanden hatte.

Die Uhr schlug Mitternacht. Da wurde es in den Dörfern, in den Gehöften, in den kleinen Karen lebendig. Die Männer, die sich alle mit voller Kleidung ins Bett gelegt hatten, standen jetzt lautlos auf, merkwürdig wach für jemanden, der eben noch durch lautes Schnarchen bewesen hatte, wie fest er schlief. Der eine wollte zum Fischfang hinaus, der andere mußte nach der Kuh gucken, ob sie nicht vielleicht doch schon kalben wollte.

Und verstohlen holten sie im Vorbeigehen die alte rostige Jagdflinte, die trotz aller Haussudnungen dem Späherblick der Napoleone entgangen war.

Beim fahlen Schein des Mondes wanderten sie nun dahin, alle in der selben Richtung — und an jeder Wegbiegung trafen sich ein paar dieser dunklen Gestalten. Wer ein Pferd hatte, führte dies am Zügel — sie zeigten einander

die alten Waffen, die Pistolen und Flinten. Einer hatte auch einen Morgenstern, die uralte Waffe der Friesen. Manche waren nur mit Dreschflügel und Äxten bewaffnet.

Stumm und gespenstisch setzten sie ihren Marsch in die Nacht fort. Ihnen allen war nicht recht geheuer bei diesem Unternehmen.

„Vielleicht gehen wir alle in die Hölle“, flüsterte Meinert Haase dumpf.

— „Vielleicht ist es eine Falle?“ Er sprach aus, was alle dachten, aber den noch verwahrten sie sich böse gegen seine Angst.

Gegen Morgen trafen sie mit Iko Steffens und den anderen Kniphäusern zusammen, und da — wahrhaftig, die Landstraße von Varel her kam in gestrecktem Galopp der Graf von Bentinck!

Sein weißes Haar flatterte im Winde und glänzte wie Silber in der hellen Morgensonne. Kaum brach er seinen feurigen Hengst zum Stehen, so sehr waren Roß und Reiter bereit zur Tat. Seine Augen blitzten, und hell klang seine Stimme über den Bauernhaufen hin.

Sie jubelten ihm zu, diese Männer, die nie eine andere Obrigkeit in der Herrlichkeit anerkennen wollten als die seine. Er sollte sie führen. Ihm wollten sie folgen.

„Und wenn es in die Hölle geht!“ schrie Meinert Haase. Da brach ein schallendes Gelächter los, denn sie alle hatten noch den Klang von seinen bangen Worten im Ohr.

Aber einerlei drum! Iko Steffens trat an die Spitze. Er stimmte das alte Friesenlied an, und jeden, der diese Männer so in disterer Entschlossenheit singen hörte, mußte ein Grausen packen.

So besann sich der kleine Franzose auch nicht lange, der da ganz vereinsamt in seiner Schreibstube saß. Als er diesen wilden Zug härtiger Männer heranrücken sah, sprang er schnell durchs Fenster in den Hintergarten und versteckte sich hinter dem Mischhaufen.

Schreckesstarrt sah er, wie die Männer mit Gewalt die Tür aufbrachen, sie warfen sich mit Wucht dagegen, wilde Flüche ausstoßend. Dabei konnten sie sich die Mühe sparen. Die Tür würde sich geöffnet haben, wenn sie nur auf die Klinke gedrückt hätten.

Als sie den Schreiber nicht an seinem Platze fanden, rissen die Bauern wütend die Papiere heraus, zerfetzten sie und trampelten auf ihnen herum.

„Du Aas! Du Biest! Du Schurke!“ schrien sie dabei, und soviel deutsch hatte der Franzose inzwischen gelernt, um zu wissen, daß sie in dem Papier ihn selbst zu treffen meinten.

Der Angschweiß rann ihm den Nacken herunter, und er rannte wie ein Hase über die Felder, jede menschliche Wohnung meidend, um nur ja nicht diesen Barbaren in die Hände zu fallen.

So wie hier ging es den Kniphäuser Befreien auch anderenorts. Napoleons Zeit war abgelaufen. Niemand war mehr bereit, für ihn sein Leben zu verlieren. Die Franzosen räumten kampflös das Feld.

Auf der Burg Kniphäusen wurde in dieser Nacht ein großes Fest gefeiert. Zwar duften die Gewänder der Gäste nicht nach Lavendel, ihnen haftere vielmehr der starke Geruch nach Stall und Torfrauch an, oder aber sie stanken nach Fisch und Teer.

Zum ersten Mal hatte der alte Johann gewagt, einem Befehl des Grafen zu widersprechen. Er wollte nicht den Platz verraten, wo er das letzte Faß Burgunder vergraben hatte, damals, als der Herr seine Herrlichkeit räumen mußte.

Johann meinte, für die groben Bauern und derben Schiffer wäre Schnaps das angemessene Getränk, wenn denn wahrhaftig mit diesen Männer getrunken werden mußte.

„Ja, getrunken muß werden! Aber meinen Burgunder!“ befahl der Graf, und in seinen Augen blitzte es gefährlich.

Da saßen nun die Männer in dem Kniphäuser Festsaal. Anfangs verbargen sie ihre Fäuste unter dem schimmernden Damast, und ihre Augen zählten beunruhigt die Zahl der Kerzen, die an den Wänden in den silbernen Kandelabern brannten. Die Franzosen hatten einfach keine Zeit gefunden, sie wegzuschleppen.

Als ihnen der Graf dann aber immer wieder von diesem glurroten Wein einschenkte, wich ihre Beklemmung, und sie begannen lachend über ihre Heludentaten zu prahlen.

Zu später Stunde stand der Graf auf. Er hob sein Glas und sah jedem seiner Getreuen fest ins Auge.

„Ihr habt mir heute meine Herrschaft zurückgegeben, die Herrlichkeit Kniphäusen, die Burg meiner Väter“, sagte er bewegt, „Ich will es euch mein Leben lang danken.“

Einige seiner Gäste, die von den Ereignissen und dem schweren Wein gar zu sehr mitgenommen waren, begannen zu weinen vor Rührung über den Grafen und über sich selbst.

„Doch viel ist noch zu tun“, fuhr der Graf in seiner Rede fort. Seine Stimme war jetzt scharf wie ein schneidendes Schwert, und seine Augen blitzten in einem Feuer, an dem sich der Mut der trägen Männer entzündete. „Laßt uns nicht verharren in sturer Selbstzufriedenheit! Noch weht Napoleons Trikolore über Aurdt! Wir wollen ausziehen, den Ostfriesen zu helfen!“

*

Wie eine Herde wilder Bullen stampfte das Heer von Kniphäusen durch das Land, 500 Mann stark und immer noch anwachsend durch die Zahl der Streikstügen aus jedem Dorf. Grauslich genug waren sie anzusehen. Die

Napoleonfreunde flohen vor ihnen her. Allzuviel Blut wurde bei diesem Feldzug nicht vergossen.

Aber sie waren dennoch Eroberer, Helden waren sie! „Nieder mit der Trikolore!“ brüllten sie und stürmten aufs Rathaus. Als auch dies nach ihrem Wunsch geschah war, als die Fahne in Fetzen zerrissen und in alle Winde verweht war, da suchten sie ein neues Feld — etwas, das sie lange bewegt hatte, das sie am meisten gepeinigt hatte:

Sie wollten endlich wieder Schnaps trinken, Schnaps, soviel sie wollten, guten, echten Genever! Aber billig sollte er sein, so billig, daß jeder brave Bauersmann und jeder arme Fischer am Sonntag soviel davon trinken konnte, bis er nicht mehr auf seinen Beinen zu stehen vermochte.

Schleuniger willfahren die Behörden diesem Wunsch, und damit war den Aufässigen die Waffe aus der Hand geschlagen.

Der Graf von Beninck befahl seiner Truppe, weiterzumarschieren, jedoch der Marktplatz blieb leer. Da ging er selbst in die Schenkstuben und schrie durch das Lachen und Gröhlen seinen Getreuen zu, sie sollten die gute Sache nicht halberan im Stiche lassen.

Durch den dicken Tabaksqualm erkannten sie wohl kaum ihren Herrn. Iko Steffens kam taumelnd auf ihn zu und legte dem Herrn von Kniphäusen kameradschaftlich die Hand auf die Schulter:

„Sez dich her zu uns, Grafi! Trink mit uns Geneverschnaps! Nichts ist besser als Geneverschnaps!“

Abschreckend wandte sich Wilhelm von Beninck ab. Mit diesen Männern war nicht mehr zu reden, geschweige denn zu kämpfen.

Inzwischen hatten sich Napoleons Anhänger ein wenig von dem Schrecken erholt. Vor Betrunknen hatten sie keine Angst. Das war ein Zustand, der auch ihnen nicht unbekannt war. Mit ein paar Schüssen trieben sie die Rotten wieder an ihre gewohnte Arbeit des Mistkarrens und des Fischfanges. Den Grafen aber fingen sie.

*

Der General Vandamme hielt den Gefangenen am Rockschoß gepackt und schüttelte ihn. Mit einem Ruck befreite sich der Graf. Er sah in heißen Zorn dem Feinde entgegen und zwang den anderen, die Augen niederzuschlagen.

Vandamme wandte sich ab, bis er sein wutverzerrtes Gesicht wieder in der Gewalt hatte. Welch eine Kraft wohnte diesem verfluchten Deutschen inne, daß er, der bar aller Macht, bar jeden Rechts, dennoch den allgewaltigen französischen General mit einem Blick bezwingen konnte.

Der Franzone hatte den Kniphäuser Grafen auf der Stelle füslieren lassen wollen wegen seines Aufstandes gegen die napoleonische Obrigkeit. Er hatte

schon andere Männer wegen geringerer Vergehen vom Leben zum Tode befördert. Aber jetzt wagte er es bei diesem Grafen nicht mehr ohne Gericht. Er deutete mirrisch auf die Orden, die Benincks Brust schmückten, und behauptete, diesen hätte der Graf seine Rettung vor standrechtlichem Erschießen zu verdanken.

Und nun wurde Beninck von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt. Seine Güter wurden eingezogen, und ihm drohte der Tod. Mit gespannter Ruhe sah der Graf dem Kommenden entgegen.

Würde er zu den Opfern gehören, die dies Ungeheuer Napoleon noch zuletzt mit in den Abgrund riß, oder würden die Befreier früh genug zur Stelle sein, um diesen Mord zu verhindern?

Kalt erkannte er die Tassache, wie gering die Hoffnung auf sein Leben war. Die Willkür der verzweifelnden Napoleonier, die ihre Macht zerbröckeln sahen, wuchs von Stunde zu Stunde.

Der Graf lag auf seiner harten Pritsche und zog sich fröstelnd die Decke herauf bis unters Kinn. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich elend und krank.

Die Gicht plagte ihn. Er fing an, alt zu werden. Die vergangenen Monate waren über seine Kraft gegangen, der stürmische Feldzug und jetzt die harte Gefangenschaft.

Da öffnete sich die Tür. Stumm überreichte ihm der wachhabende Offizier einen Brief. Es war ein Brief aus der Heimat.

Der Graf hatte seit seiner Gefangennahme keinerlei Nachricht von seiner Familie erhalten. Jegliche Verbindung nach Kniphäusen war ihm untersagt. Aber diese Nachricht ließ man ihm zukommen.

Mit klopfendem Herzen las er das Schreiben. Plötzlich wurden seine Augen stumpf. Er stöhnte qualvoll: Anton Wilhelm, der Erbe, den ihm Luise geboren hatte, war tot.

Wozu, Herrgott, wozu wurde ihm dies aufgelegt? Die Welt lag in Trümmern, die er geliebt. Nie wieder würde der fürstliche Glanz zu altem Leben erwachen. Den hatte die französische Revolution und mehr noch Napoleons Machtgier für alle Zeit vernichtet. Er hatte die Heimat verloren, aller Besitz war ihm genommen, er war der Freiheit beraubt, sein Leben war bedroht. Er hatte Luise begraben. Und nun noch dies: Der Tod seines Sohnes.

Der alte Graf schmehte sich nach dem Ende. Mochten sie ihn nun erschießen! Er hatte keine Hoffnung mehr, elend und krank, wie er war.

Doch das Schicksal wollte nicht seinen Tod.

Bis vor Paris hatten ihn die zurückweichenden französischen Truppen geschleppt. Da hörte er in der Morgenfrühe das Rufen deutscher Stimmen. Man stürmte den langen Gang entlang, die Tür wurde aufgerissen, ein deutscher Hauptmann reichte ihm die Hand, er war frei.

Aber er war ein Bettler.

Keiner hatte Zeit, sich um ihn zu kümmern. Müde, zerlumpt, auf einem abgeriebenen Gaul kam er in seiner Herrlichkeit an. Die Bauern drängten sich jubelnd um ihn, sie luden ihn an ihren Tisch, sie bewirteten ihn mit ihrem guten Schinken, mit ihrem fetten Rahm. Aber seinen Besitz konnten sie ihm nicht zurückgeben.

Der war in dem Wirrwarr der Zeit erst russisch und dann oldenburgisch geworden.

Achselzuckend wandte man ihm allerorts den Rücken und schlug ihm die Tür vor der Nase zu. Er hätte sich eingesetzt im Freiheitskampf gegen Napoleon? Ja, mein Gott, warum war er nicht zu Haus geblieben?

Der Oldenburger Herzog empfing ihn höflich, aber bedauerte, aus eigener Machtvollkommenheit nichts tun zu können. Rednmäßiger Besitz? Ja, aber er brauchte eine neue Verfügung.

In Wahrheit behagte dem Herzog der Besitz der fetten Marschen an der Küste nur zu gut. Das Land war vom Kriege fast verschont. Die Bewohner hatten nie Mangel zu leiden brauchen dank der Klugheit ihres Herrn. Und jetzt gelüstete es einen anderen danach, die Wohlgenährten ein wenig zu schröpfen, nur ein klein wenig, aber die Bauern und Schiffer in Knipphausen, keines Zwanges gewohnt, gebärdeten sich wild und schrien nach ihren lieben alten Herrn.

Der ging derweilen als Bettler von Tür zu Tür.

Die meisten seiner Freunde waren tot oder eben so ohnmächtig wie er selbst. Die wenigen, die sich zu retten vermocht hatten, waren vollends mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt.

Der Oranier wollte ihn bei sich behalten. „Du bist zu alt, Freund, um als Bettler von Hof zu Hof zu ziehen.“

Ein klein wenig bitter war das Lächeln, mit dem der Graf erwiderte: „Du kennst doch das Spiel, das bei uns hinter dem Deich die Kinder spielen: ‘Edelmann, Bedelmann . . .’; nun, ich war ein Kaiser in meinem kleinen Reich, ich war ein Feldherr und ein Admiral, ich war Bürger und Bürgermeister, warum sollte ich nicht auch Bettelmann sein?“

Ein anderer — es war ein Priester, den er in seiner Jugend auf der hohen Schule in Leyden gekannt hatte — dieser Priester sagte zu ihm: „Du bist ein alter Mann und stehst am Ende deiner Tage. Wie magst du dein Herz so an äußeren Besitz hängen, daß du darum bettelst?“

Da begannen die Augen des Grafen zu blitzen wie in früherer Zeit, und der Priester mußte wohl erkennen, daß diese Augen jedenfalls noch jung waren, wenn das Antlitz Wilhelm Bentincks auch gezeichnet war von Schmerz und Enttäuschung.

„Bettel, sagst du? Meinewegen nenn es, wie du willst. Ich setze mich ein für mein Recht. Und das will ich tun, solange ich lebe. Nicht meinehalten. Mir bedeutet Besitz nichts mehr. Ich habe die Menschen verloren, die ich geliebt habe: Luise und meinen Sohn Anton Wilhelm. Für sie brauche ich um kein Erbte zu kämpfen. Und ob meine Söhne, die Sarah mir geboren hat, je meine Nachfolger werden? Wer vermag das Geschehen der Zukunft zu erründen? — Doch die kleine Herrlichkeit ist meine Heimat. Die schwerfälligen Bauern, die rauhen Schiffer dort an der Küste lieben mich. Ich soll ihr Herr sein, und darum kämpfe ich für das Recht.“

„Solange ich auf dieser Erde lebe, will ich der Welt dienen.“

Ein volles Jahrzehnt mußte Graf Bentinck auf die Erfüllung seiner Rechte warten, dann endlich wurde er wieder eingesetzt als Herr seiner kleinen Herrlichkeit.

Die schwarze Fahne wehte wieder über der Burg von Knipphausen.

- 1762 21. 7. Geburt des Reichsgrafen Wilhelm Gustav Friedrich von Bentinck.
- 1768 1. 4. Tod des Vaters Christian Friedrich Anton.
- 1787 Regierungsantritt des Grafen Wilhelm.
- 1791 Hochzeit mit Ottilie Friederike Luise von Lynden-Reede.
- 1792 21. 7. Geburt der Tochter Marie Catharine Friederike.
- 1793 7. 8. Geburt der Tochter Ottilie Friederike Luise.
- 1794 Kampf für die Oranier in Holland gegen französische Revolutionäre, Führer der holländischen Flotte.
- 1794 — 98 Gefangenschaft auf der holländischen Festung Woerden.
- 1799 Neujahr, Heimkehr nach Kniphausen.
- 1799 Frühjahr, Reisen nach Berlin und England an den Hof König Georges III.
- 1799 6. 10. Geburt des Erben Wilhelm Anton.
- 1799 21. 11. Tod der Gräfin Luise.
- 1801 Kniphausen lehnsfreier Besitz durch den Frieden von Lunewille.
- 1801 Geburt des Sohnes Wilhelm Friedrich (Sohn der Sarah).
- 1804 Napoleon Bonaparte Kaiser von Frankreich.
- 1806 — 1813 Kontinentalperre.
- 1806 Militärische Besetzung Kniphausens durch König Louis von Holland, dem Bruder Napoleons, die patrimonialherrlichen Rechte verblieben dem Grafen.
- 1809 Geburt des Sohnes Gustav Adolf (Sohn der Sarah).
- 1810 Vereinigung Kniphausens mit Frankreich.
- 1811 — 1813 Graf von Bentinck französischer Bürgermeister in Varel.
- 1812 Geburt des Sohnes Friedrich Anton (Sohn der Sarah).
- 1812 Niederlage Napoleons in Rußland.
- 1813 Tod des Erben Wilhelm Anton.
- 1813 Aufstand und Befreiung der Kniphäuser, Einmarsch unter Graf Bentinck in Ostfriesland.
- 1813 Gefangenahme des Grafen, Gericht in Wesel (General Vandamme).
- 1814 3. 9. Heimkehr nach Kniphausen.
- 1817 Brand des Schlosses in Varel.
- 1814 — 1825 Graf Bentinck versucht, seinen rechtmäßigen Besitz wiederzuerlangen. Kniphausen ist inzwischen russisch, dann oldenburgisch geworden.
- 1825 Berliner Abkommen, Kniphausen an den Grafen von Bentinck.
- 1833 Gefangenschaft in Holland (wegen Geldangelegenheiten).
- 1835 23. 5. Sohn Gustav Adolf Mitregent und Erbgraf.
- 1835 Tod des Grafen Wilhelm von Bentinck.

—häuptlinge von In- u. Kniphausen

↳ Kniphausen

Ulrich 1414

(Tochter Lieðeken - Kinderlos)

↳ Lübbō Siberts aus Burhlave-

∞ 1. Frauwe, Tochter Eðo Wiemken

2. Eva Düker

1. Sibet papirica (häuptling in Jever)

2. havo harles

rienzelt, herrin v. knipens
∞ ↳ Lübbō onken

↳ Lübbō onken ∞ 2. Benlup v. Inhauser

↳ kenachte seine erbschäp an

seiner vetter fulf von Inhauser

fulf

jung Eðo i. bahr

↳ Eðo ∞

rienzelt d. J. (trat
erbschäp an
Jever ab.)

ena v. Kenneberg

↳ ken Wilhelm

Hauptlinie von In- u. Knipphausen

2. Inphausen

IKO onken aus Langwarden

∞ 1. hillec

(Schwestert. edo wienken aß.)

2. hise kankeina v. öorunin

3. zetta von Ropphausen

(2) zader (3) Benrup (3) alke (3) pilke (3) gerd

horo cansen
von Sandel

∞ lüßo onken
von Knipens

(seeckußer)

Wymed

fulp

später eise v. Knipphausen

zido

∞ end von Renneberg,

nachkommen zidos

Reichsgrafen von Albenburg

1667 ~ 1754

graf anton cünther von Albenburg

∞

elisabeth von Ungnad

reichsgraf anton I. von Albenburg

∞

2) prinzeßin charlotte amélie

de la crémoille

reichsgraf anton II. von Albenburg

charlotte sophie

∞

graf wilhelm von Benzinnck

christian friedrich anton ✓ Johann Albrecht

reichsgrafen von benzinck

1754 ~ 1854

gräfin charlotte sophie v. aldenburg

+ 1800

∞
wilhelm v. benzinck-rhoon

+ 1773

christian friedrich anton + 1788

gräfin marie von eyll

Reg. 1776 - 1787

∞
wilhelm gustav friedrich

1. ottelina friedrike luise

gräfin v. lynnden reede

1776 ~ 1799

2. sarak gerdes 1776

(1) marie catherina friedrike 1792-1832

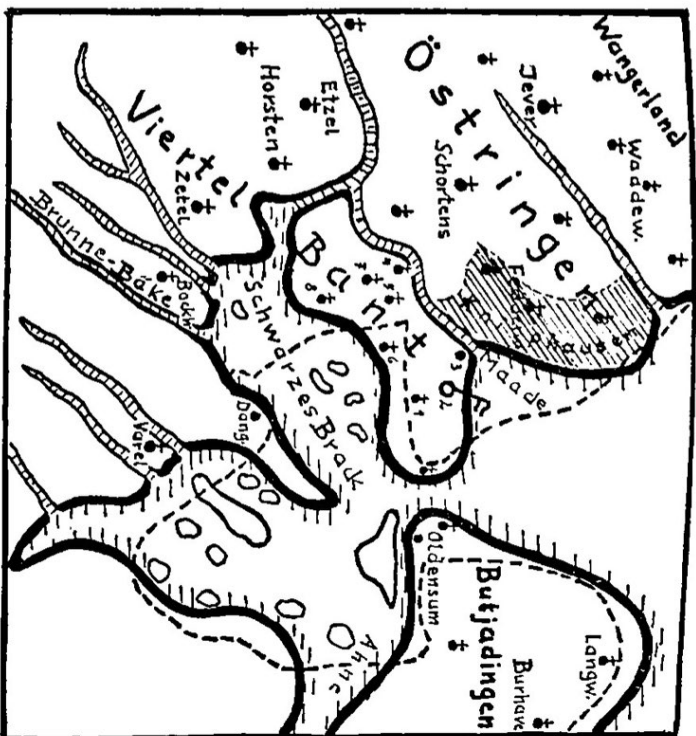
(1) ottelina friedrike luise 1793

(1) wilhelm anton erbsgraf 1799-1813

(2) wilhelm friedrich 1801

(2) gustav adolf 1809 erbsgraf

(2) friedrich anton 1812



BROMMY

Zur Einführung:

Das tragische Schicksal Karl Rudolf Brommys ist von jeher von besonderem Interesse für unsere nordwestdeutsche Heimat gewesen. An der Weser vollendete sich sein Geschick. Auf dem Hammelwarder Friedhof bei Brake liegt er begraben, und unser Marschdichter Hermann Allmers setzte ihm das Denkmal:

„Karl Rudolf Brommy
Ruhet in diesem Grabe,
Der ersten Deutschen Flotte Admiral
Gedenkt des Wackeren
Und gedenkt der Tage
An schöner Hoffnung reich
Und bitterer Täuschung.
Und welch'de Wendung nun
Durch Gottes Fügung.“

Karl Rudolf Brommy wurde am 30. 9. 1804 in Anger bei Leipzig geboren. Seine Mutter starb bald nach seiner Geburt, seinen Vater verlor er im Alter von 6 Jahren. Er wuchs im Hause einer Tante auf. Als 14jähriger ging er, der Binnenländer, nach Hamburg, um die nautische Schule zu besuchen. Vom Schiffsjungen arbeitete er sich mühselig zum Seefizier empor und bereiste alle Meere.

Als die Welt dann vom Taumel der Begeisterung für das geknechtete Hellenentum erfaßt wurde, zog auch Brommy gegen die Türken in den Kampf, um die griechische Freiheit zu erringen. Er wurde der Gründer der griechischen Flotte. 25 Jahre blieb er in griechischen Diensten unter dem neu-erwählten König Otto (von Bayern) und der schönen und hervorragend klugen Königin Amalia aus dem Oldenburger Hause.

Als sich dann Deutschland im Jahre 1848 zu einer Einheit erhob, übernahm Brommy die Gründung der deutschen Flotte.

Dieses Werk, das von soviel Begeisterung getragen wurde, zersplitterte elend an der Habsucht und der Machtgier einzelner.

Die deutsche Flotte wurde 1853 durch den Reichskommissar Hannibal Fischer meistbietend versteigert.

Brommy verließ Brake, wo er während seiner Admiralszeit mit seiner

jungen Frau Karoline, geb. Groß, einer Braker Gastwirtstochter, ein Haus in der Mireldedstraße bewohnt hatte.

Er wurde in österreichische Dienste übernommen, aber seine Lebenskraft war gebrochen. Er starb am 9. Januar 1860 in St. Magnus bei Vegeack und wurde dann in das Großsche Erbegräbnis in Hammelwarden überführt.

Er war ein Kämpfer für die Deutsche Einheit und wurde ein Opfer des deutschen Zwiespaltes.

BROMMY, DEUTSCHES SCHICKSAL

I.

Schweigend blickte Brommy von Bord seines Schiffes auf die buntbewimpelten Boote, die den Athener Hafen füllten. Immer wieder durchbrach einer der Ruderer die strenge Abgrenzung, immer wieder brandete die Erregung der gespannt Wartenden auf.

Am Ufer entlang drängten sich festlich geschmückte Menschen. Ganz Griechenland schien an diesem Tage nach Athen geeilt, um das Schauspiel zu genießen, das ihnen die Ankunft des neuvermählten Königspaares bedeutete. Der Fregatenskapitän mußte ein wenig lächeln bei dieser Vorstellung: 700 000 Seelen zählte das ganze Königreich, das Otto untermann war.

Es war ein armseliges kleines Reich, dieses Griechenland. Eben erst von dem Türkenjoch befreit, hatte es den bayerischen Fürstensonnen Otto zum König erhalten. Und von diesem jungen König erwarteten die Griechen Befreiung von aller Not und allem Elend, das viele Jahre hindurch auf ihnen gelastet hatte. Sie erwarteten vom nächsten Tage an ein Leben voll Wohlstand und Behagen.

Deshalb wollten sie ihn jubelnd empfangen, ihn und seine junge Königin Amalie, die Tochter des Großherzogs Paul Friedrich August von Oldenburg.

Jetzt lachten und schrien die Wartenden und drängten dichter an die Kaianauer. Einige, die zu nahe am Ufer standen, stürzten ins Meer. Ihr Angstschrei erstarb in der hellen Begeisterung der anderen: In der Ferne waren die weißen Segel der königlichen Fregate aufgetaucht.

Brommys derbknochiges Gesicht blieb unbewegt. Hinter seiner breiten Stirn bewegten sich schwere Gedanken.

Seit zwölf Jahren stand Brommy im Dienste dieses Landes. Er kannte das leichtbewegliche Volk der Griechen.

Heute jubelte es seiner jungen Königin zu, morgen würde es sie steinigen. Der Fregatenskapitän schüttelte den Kopf über sich selbst. Welch ein Narr war er! Warum konnte er sich nicht einmal, ein einziges Mal, der freudigen Bewegung der Menge hingeben? Warum konnte er nicht die Schwere seines Gemütes überwinden: Sein wie die anderen! Denken und fühlen wie die anderen! Wie gut müßte das sein.

In diesen Jahren hier in Griechenland hatte Brommy erfahren, daß es Menschen gab, die nichts taten, nichts wollten und nichts dachten. Sie waren zufrieden, wenn die Sonne schien, und sie waren glücklich, wenn sie reife Früchte von den Bäumen pflückten, die sie nicht gepflanzt hatten.

Wie gut müßte es sein, so zu leben!

Er, nun, er hatte sein Leben immer empfunden wie eine schwere Last, wie eine Verantwortung vor der Ewigkeit: Man durfte sich nicht davon befreien, so schwer es auch sein mochte; denn dieses Leben hatte einen Sinn. Es war einem gegeben, und man mußte es tragen. Wozu? Die Frage blieb offen. Aber er wollte nicht versagen. Er wollte kämpfen und denken und schaffen, er wollte seine Kräfte entfalten, und nichts sollte verlorengehen.

Glücklicher waren wohl die Menschen, die ohne das Bewußtsein einer Verantwortung glücklich ihr Leben auf dieser Erde lebten.

Sein Leben war schwer gewesen von Jugend auf, karg, ohne Liebe und vollends ohne Lachen.

Als er zum ersten Mal seiner selbst bewußt wurde, stand er als kleiner Junge von 6 Jahren einem Trupp napoleonischer Soldaten gegenüber. Sie waren auf der Flucht nach der Völkerschlacht bei Leipzig, stürzten in das Haus seiner Tante und schrien nach Wasser. Wie ein Spuk waren sie wieder verschwunden, aber sie hatten einen sterbenden Kameraden zurückgelassen. Es war ein älterer Mann mit einem wilden Bart, aber seine blauen Augen waren freundlich und gut. Er lebte noch ein paar Tage, und Karl Rudolf hörte ihn immer wieder sagen:

„Welch ein Wahnsinn! Madri! schreit einer — und der andere muß sein Blut dafür verspritzen!“

Karl Rudolf hatte damals keinen Vater und keine Mutter mehr. Er war allein. Kein Gefährte fand den Weg zu dem Herzen des verschlossenen Knaben. Der Tante, in deren Hause er lebte, war er nicht mehr als ein unliebsamer Esser. Er hatte Muße genug, über die Worte des sterbenden Soldaten nachzudenken.

Immer waren Karl Rudolfs Gedanken tief und schwer und mündeten in die Ewigkeit Gottes.

Er wollte in diesem Leben etwas Großes, Unvergängliches vollbringen.

Tag und Nacht träumte er davon und sehnte sich nach Weite und Unendlichkeit. Wann zum ersten Mal das Meer in seinen Gedanken eine Rolle zu spielen begann, wußte er nicht mehr zu sagen. Aber eines Tages kam er zu dem Entschluß, Seemann zu werden, er, der als Binnenländer nie das Meer gesehen hatte!

Man verlachte und verspottete ihn deswegen, man wies ihn derb zurecht, Karl Rudolf hörte auf, von seinen Träumen zu sprechen. Aber im geheimen hielt er beharrlich daran fest.

Als er 14 Jahre alt war, ging er nach Hamburg, um die nautische Schule zu besuchen. Bitter und schwer wurde ihm die Lehrzeit. Das Tauende gehörte zu seinen schmerzhaften Erfahrungen.

Aber wenn er an der Elbe sitzen konnte und die Schiffe sah, war er dennoch glücklich in dieser Zeit, und die Schwermut lastete weniger auf ihm. Er war jung, und er hatte Hoffnungen. Lohnte es sich etwa nicht, sich vom Schiffsjungen heranzuarbeiten zum Seeoffizier?

Und dann kam das Abenteuer, das Griechenland hieß. Die Welt war erfüllt von dem Taumel der Begeisterung für das geknechtete Hellenium. Und Brommy war mit dem Lordadmiral Cochran nach Griechenland gezogen, um gegen die Türken zu kämpfen. Als 1. Schiff ging die „Hellas“ in die Schlacht, und dem kaum 20jährigen Kommandanten wurde in Anerkennung der Tapferkeit und Tatkraft, mit der er sein Schiff zum Siege geführt hatte, die Gründung der griechischen Flotte anvertraut.

Um den herben Mund des Fregatrenkapitäns spielte ein halb schmerzliches, halb verächtliches Lächeln. 12 Jahre seines Lebens stand er bereits im Dienste Griechenlands. Aus dem Nichts hatte er die griechische Flotte geschaffen — für ein Volk, das kein Volk war. Nie endende Schwierigkeiten stellten sich ihm in den Weg.

Brommy war nach Griechenland gezogen in dem Glauben, dort ein Volk von Helden zu finden, eine edle auserlesene Schar, die elend geknechtet wurde. Stattdessen fand er gerissene Händler, die, getrieben vom Hunger, gelüstend nach Macht, auf ihren eigenen kleinen Vorteil bedacht waren.

Ein solches Volk hatte er befreit. Seine Begeisterung für diese Griechen schwand schnell dahin.

Und jetzt kam diese junge Königin in dies Land — Amalie, Tochter des Großherzogs Paul Friedrich August von Oldenburg. Brommy wußte nur, daß die Gemahlin seines Königs bezaubernd schön und jung sein sollte. Welchen Enttäuschungen würde sie in diesem unsicheren ungesegneten Lande ausgesetzt sein!

Der Jubel der wartenden Bevölkerung brandete auf. Salutschüsse hallten über das Wasser. Der Segler mit dem Königspaar fuhr in den Hafen ein.

Und dann sah Brommy die Königin. Sie stand neben Otto an der Reling, die Hand leicht auf den Arm des Gemahls gelegt. Sie war verklärt von dem Glück, den der Jubel des Volkes in ihr auslöste, dieses Volkes, dessen Königin sie sein sollte.

Später, bei dem Empfang am Hofe, lächelte sie dem Fregatrenkapitän zu. Sie begrüßte ihn nicht anders als die anderen Herren, die in griechischen Diensten standen. Aber ihre fröhliche Aufgeschlossenheit beglückte den einsamen Mann. In der Folgezeit wurde er ihr treuester Berater.

Schon bald nach dem stürmischen Jubel der Bevölkerung ebhte die Begeisterung der Griechen für das Königspaar ab. Die Folgezeit nahm die Entwicklung, die Brommy vorausgesehen hatte: Die Griechen achteten den herrlichen Park, den Amalia für sie schuf, gering. Sie spotteten der sanitären und humanitären Anlagen, sie fluchten der Fremdherrschaft. Und Otto war zu schwach.

Erschüttert stand Brommy vor seiner Königin, die ihm die Not ihres Herzens offenbarte. Der König versagte. Er besaß weder Tatkraft zu raschen Entschlüssen, noch Weitblick, den eine sold gefähndere Herrschaft erforderte.

Bitter war diese Erkenntnis für Amalia. Der Königin konnte Brommy raten, die Regentchaft selbst in die Hand zu nehmen. All die königlichen Eigenschaften, die Otto fehlten, waren Amalia eigen: Sie war klug und kühn, und ihr Wille war getragen von einem tiefen Verantwortungsbewußsein.

Dem Weibe aber konnte Brommy nicht helfen. Amalia litt unter der Erkenntnis, ihre Persönlichkeit beherrsche den König. Das Glück der Hingabe blieb ihr fortan versagt: Sie war die Stärkere.

Brommy litt um diese wunderbare Frau, die tapfer und stolz ihren Weg ging, der notwendigerweise im Unglück enden mußte. Warum durfte er sie nicht stützen, ihr die Last von den Schultern nehmen und von der Seele! Er war nichts weiter als ihr Fregatrenkapitän, der ihr von Zeit zu Zeit Bericht erstattete, den sie manchmal um Rat fragte.

Amalia dachte gewiß mit keinem Gedanken daran, daß hier ein Mann neben ihr lebte, der ihr in der Kraft seiner Persönlichkeit gemäß war. Aber sie bedurfte seiner.

Die Lage in Griechenland wurde immer schwieriger. Der Thron begann zu wanken. Es war nur eine Frage der Zeit, wann das Königspaar gestürzt werden würde.

Der Haß der Bevölkerung zwang die Deutschen, insbesondere die Bayern, ihre Ämter niederzulegen. Die Griechen hatten die Fremden nicht ins Land gerufen, um sie für alle Lebzeiten zu ernähren.

Sie hatten sie vor den Türken bewahrt, nun, das war Christenpflicht. Außerdem lag das nun soviel Jahre zurück, kein Mensch dachte mehr daran.

Jetzt sahen die Griechen nur, daß Fremde die höchsten Ämter innehatten und Fremde auf dem griechischen Thron saßen.

Am Hofe war man von dieser Schlage hin und wieder bedrückt, Otto wurde dann trübselig und mifmüthig und klagte über allerlei körperliche Beschwerden, die es ihm unmöglich machten, sich mit aller Kraft gegen das drohende Unheil zu stemmen. Aber dann arrangierten die Herren am Hofe einen Ball, eine Jagd, um ihren guten König bei fröhlicher Laune zu halten.

Außer Amalia und Brommy, der allen Aufwendungen zum Trotz in Athen geblieben war, erkannte keiner die tiefe Tragik des Geschehens. Brommy erfüllte diese Erkenntnis mit düsterer Schwermuth, die Königin flammte immer wieder auf in heißem Aufbegehren. Lange Zeit hegte sie die Zuversicht, durch die Geburt eines Erben die Herrschaft zu festigen, aber dann blieb auch diese Hoffnung ohne Erfüllung.

Während eines Hofballs saß Amalia dem Fregatenskapitän gegenüber. Um sie her wogten die Tanzenden in festlichen Gewändern. Sie saßen beide gleichsam wie auf einer Insel.

Amalia hatte Nachrichten aus Oldenburg erhalten und sie sehnte sich nach der Heimat, nach jener kleinen Stadt an der Hanne und nach ihrem Vater.

Wie gut müßte es sein, jetzt mit ihm über das zu sprechen, was in diesem Frühling 1848 in der Heimat geschah, von der großen Erhebung des Volkes zu einer herrlichen Einheit, die Deutschland heißen sollte. Wenn die Fürstin innerhalb des Reiches gelebt hätte, würde sie dieser Volkserhebung wohl ebenso abweisend gegenüber gestanden haben wie die übrigen Potentaten. Aber sie lebte hier im Auslande, und hier in dem fremden Volk, das sie nie vollends verstehen konnte, war in ihr die Liebe zu ihrem eigenen Volk gewachsen.

„Es müßte herrlich sein, ein großes und starkes Vaterland zu haben“, sagte sie zu Brommy, „nicht mehr oldenburgisch, hannoveranisch, sächsisch, bayerisch zu denken und zu fühlen, sondern deutsch!“

„... und deutsch zu handeln!“ vollendete Brommy. „Die Einheit Deutschlands, das ist ein Weg, den uns das Schicksal vorschreibt. Das Volk hat es richtig erkannt. Aber werden Männer da sein, um das Volk zu führen?“

Nachdenklich sah die Königin ihn an.

„Sie sollten nach Deutschland gehen, Herr Kapitän. Männer wie Sie braucht Deutschland.“

Das griechische Volk weiß uns keinen Dank für unseren Einsatz“, schloß sie mit müdem Lächeln. „Für mich sehe ich keine Zukunft. Sie sollten Ihre Tatkraft, Ihr Können und gutes Wollen in den Dienst einer guten Sache stellen.“

Diese Gedanken ließen Brommy nicht wieder los. Mit feberhafter Spannung verfolgte er die Vorgänge in der fernem Heimat.

Man hatte dort den Erbherzog Johann von Oesterreich zum Reichsverweser ernannt. Der Zusammenschluß aller deutscher Länder wurde Wirklichkeit. Alles drängte danach, diese Einheit zu festigen.

Und dann erkannte Brommy seine Aufgabe: Deutschland brauchte eine Flotte, um seine Grenzen zu schützen. Es ging nicht an, daß ein paar dänische Kriegsschiffe die ganze deutsche Küste blockieren konnten. Aber in ganz Deutschland war kein Mann, der sich auf die Gründung einer Flotte verstanden hätte. Brommy schrieb sein Buch über „die Marine“. Die Männer in Frankfurt horchten auf. War dieser griechische Fregatenskapitän der Mann, den Deutschland brauchte?

II.

Mutter Groß zog den Krüselbraten aus der Röhre und träufelte vorsichtig das brutzelnde Fett über die braune Kruste. Ein wenig saure Sahne noch...

Dann rief sie laut nach Karoline und wischte sich dabei mit der breiten Hand über das heiße Gesicht. Seit dem frühen Morgen war sie auf den Beinen — Herrgott, und keiner war da, der ihr ein wenig abnahm von der Mühe für den Empfang des hohen Herren.

„Karoline!“ Was trieb das Mädchen nur wieder? Hatte sie noch nicht den Salat gerichtet? Hatte sie den Tisch gedeckt in dem Festsaal?

An alles mußte sie selbst denken. Nein, Karoline war ihr wahrhaftig in diesen Tagen keine Hilfe, wie sie es doch von einer heirathfähigen Tochter hätte erwarten können. Sie ging umher wie im Traum. Mochte Gott wissen, was für überstiegene Gedanken sie wieder hatte. Bücher lesen, den Gesprächen der Männer über Politik zuhören! Als wenn das eine Frau etwas anginge! Und dann diese Flotte!

Mutter Groß war der Ansicht, in dem ganzen Ort gäbe es außer ihr selbst keinen vernünftigen Menschen mehr seit Bürgermeister Müllers großer Bekanntheit. Und Karoline hatte es ja wohl vollends den Kopf verwirrt, daß die Marine hier in Brake stationiert werden sollte.

Die Wirtin pflegte sich sonst nicht allzuviel um die Liebshafnen zu kümmern, die hier im Ort geschlossen oder gelöst wurden. Sie hatte nie begriffen können, daß die Menschen soviel Wesens davon machten, nun ausgerechnet einen bestimmten Mann oder eine bestimmte Frau zu bekommen. Nach ihren Erfahrungen gab es weit mehr Kummer und Verdruß mit den Männern, als daß sie einem nützlich waren. Sie nahm meistens keine Notiz davon, wenn hier in der Küche von halben Verlobungen und anderen geheimen Beziehungen getuschelt wurde.

Aber was sie in diesen letzten Wochen zu hören bekommen hatte, war

ihrem strengen Ordnungssinn zuwider gewesen. Jedes dritte Braker Mädchen hatte ihre Freundschaft mit den braven Braker Jungen gelöst. Theda Hinricks Verlobung mit Jan Ohmstede, die sich nun schon drei Jahre hinzog, war von dem Mädchen kurzerhand aufgehoben worden. Anne Freerichs hatte ihrem Bräutigam den Ring zurückgeschickt drei Tage vor der Hochzeit, alles mit der heimlichen Hoffnung, vielleicht einen Offizier oder doch einen Seewebel der Marine zum Manne zu bekommen.

„Ja“, Mutter Groß wiegte bedenkligh den Kopf, „es ist eine haltlose und böse Welt!“ Modtre Gott verhüten, daß ihre Tochter soldten unnützen Täu-
men nachhing.

Während riß Mutter Groß die Kütchentür auf und rief nach dem Mädchen, daß es schallend durchs ganze Haus klang.

„Psch, Mutter“, begütigte Vater Groß. „Karoline zieht nur eben das neue Kleid an.“

Wortlos maß die Wirtin ihren Mann. Ärger und Staunen über soviel männliche Hinterlist spiegelten sich auf ihrem breiten Gesicht.

Da wurde es nun also vor ihr, der Mutter, bis zum letzten Augenblick geheim gehalten, daß Vater Groß wieder einmal ein neues Kleid für seine Tochter aus Bremen hatte kommen lassen. Als wenn nicht das hellgrüne Spitzenkleid vom vergangenen Jahr noch so gut wie neu war! Aber nein, er mußte sie haben wie eine Prinzessin!

„... und du wirst es erleben: Sie bekommt nie einen vernünftigen Mann, deine Karoline!“ schloß Mutter Groß wütend.

Der Wirt wollte sich schmunzelnd aus der Küche entfernen, als seine Frau ihn nochmal am Armel seines Festrockes festhielt: „Und darf man fragen, wozu du ihr eigens ein weißes Kleid geschenkt hast? Ich meine, ein Hochzeitskleid soll es doch wohl nicht sein?“

„Weil sie als Ehrenjungfrau dem Admiral Brommy den Willkommens-trunk reichen soll“, gab der Wirt da sein Geheimnis preis. Aber ehe Mutter Groß ihre Enttäuschung über diese verrückte Idee kundtun konnte, hatte er die Kütchentür hinter sich ins Schloß gezogen.

Mochte sie zeteren. Seine Karoline war zu etwas Besseren geboren, als am rußigen Herd zu stehen. Sie sollte nicht ihre Tage damit verbringen, Gemüse zu putzen. Ja, letzthin war es ihm nicht mehr recht, wenn sie die Stammgäste in seiner Wirtschaf bediente.

Sie hatte so feine und seltsame Gedanken, sie war etwas Besonderes, und er wollte sie als etwas Besonderes halten. Und heute sollte sie nun in ihrem weißen Kleid den Admiral empfangen.

Hein Weeßwoll steckte den Kopf durch die Tür, und als er den Wirt noch allein in seiner Gaststube sah, kam er herein.

Hein Weeßwolls eigentlichen Namen kannte kein Mensch in Brake, aber ihn kannte jedes Kind, und ohne ihn konnte überhaupt nichts stattfinden, weder eine Hochzeit noch eine Taufe noch ein Begräbnis. Das Bemerkenswerteste an ihm war, noch kein Mensch hatte ihn mit seiner Frau zusammen gesehen, obgleich er gut und brav verheiratet war. Er schlug seine Frau nicht, und er betrog sie auch nicht. Aber mitnehmen wollte er sie nicht zu all den feierlichen Anlässen, denen er gewissermaßen als Festleiter vorstand.

Auch diesmal hatte er sie wieder zu Hause gelassen, obgleich es doch galt, den Admiral zu empfangen, und ganz Brake war dazu geladen.

Hein Weeßwoll trug einen eleganten Frack, wie die Herren in Frankfurt keinen besseren hatten, dazu eine hellgraue Moiréweste mit eingestickten Rosenknospen. „Wie ein Baron hat er sich heraussaffert“, stellte Groß fest, und guckte an seinem eigenen etwas knappen Bratenrock herunter. Er ärgerte sich auch über den großen Diamanten, den der andere in der Krawatte trug. Er selbst besaß nur einen Rubin.

Hein Weeßwoll ging händereibend an der Festafel entlang, die auf weißem Damast mit erlesenen Porzellan und Kristall gedeckt war.

„So ist es recht, Groß! Das Feinste vom Feinen! Und dann läßt du ihm von Karoline in dem Silberpokal den Willkommenstrunk kredenzen! So wird es Brommy gewohnt sein!“ Und in einem völlig anderen Tonfall schloß er: „Wird ein gutes Gedächtnis für dich!“

Ärgerlich wehrte der Wirt ab. Er wollte nicht von Geschäften sprechen. Jeder sollte denken: Alles, was Groß für die Flotte tut, geschieht aus Begeisterung für die große Sache.

Hein Weeßwoll kniff die Augen zusammen, was seinem fuchsklugen Gesicht ein noch pfliffigeres Aussehen gab. „Du wirst ja ein paar Spesen haben“, fuhr er ungerührt fort. „Bürgermeister Müller muß du wohl eine Kiste Rheinwein schicken. Ihm gebührt doch die höchste Anerkennung, daß er den Brommy hier nach Brake geholt hat. Aber du wirst auf deine Kosten kommen. Ja, das wirst du! Wenn auch jeder Marinier nur ein Glas Bier trinkt am Tage, dann kannst du 800 Glas Bier ausdenken. Vorausgesetzt natürlich, ihnen ist es bei dir nicht zu teuer. Sie können ihr Bier ja auch im ‚Bremerschlüssel‘ trinken.“

„Nun hältst du deinen Mund“, schrie Groß plötzlich wütend.

Hein Weeßwoll grinste vergnügt. Erfahrungsgemäß brachte die Erwählung von Müllers Tüchtigkeit und Weiblich bezüglich der Flottenangelegenheit Groß in Wut, und wenn das nicht ausreichte, brauchte man nur vom „Bremerschlüssel“ zu sprechen.

Gleich würde er einen Stuhl krachend zersplittern oder eine Kristallschale gegen die Wand schleudern, und dann würde Mutter Groß händerringend aus der Küche herbeigestürzt kommen.

Aber Hein Weßfswoll wurde durch den Eintritt des Bürgermeisters um dies Schauspiel gebracht.

Müllers glattes Gesicht glänzte von Würde und innerem Wohlbehagen über das Gelingen seines schönen Planes, die Flotte hier in Brake zu stationieren. Natürlich bemerkte er an Groß' flackernden Augen, daß Hein Weßfswoll wieder einmal sein Späßchen mit ihm haben wollte, aber der Bürgermeister dachte nicht daran, sich seine prächtige Feststimmung beeinträchtigen zu lassen. Voll Stolz blickte er durch das Fenster auf die Weser hinaus. Da lagen die Schiffe sicher und fest veräut an den Duc d'Alben, die eigens zu diesem Zweck errichtet worden waren.

„In dieser Flotte liegt eine große Hoffnung, und diese Hoffnung heißt Deutschland“, gab Müller den schönsten Satz aus seiner Festrrede zum besten.

Hein Weßfswoll zog hinter seinem Rücken eine Grimasse.

„Red doch nicht, Müller! Ich denke, du bist Kaufmann! Deine Hoffnung heißt Geld. Geld für den Segelmacher, den Tischler, den Schiffbauer, den Bäcker, den Schlachter, den Krämer, Geld für uns alle, auch für Groß. Und für dich noch ein bißchen Ehre, Ansehn, Macht; denn du bist ja der Bürgermeister.“

„Mir geht es um mehr als um diese äußeren Dinge“, wehrte der Bürgermeister in ruhigem Selbstbewußtsein ab. „Ich glaube an die deutsche Flotte und an ihre Bedeutung für unser Volk.“

„Seit wann bist du ein Phantast, Müller?“

Die Brauen über den hellen Augen des Bürgermeisters zogen sich zusammen. „Du wirst ihn heute sehen“, sagte er kurz, „Admiral Brommy, den Gründer der deutschen Flotte. An diesem Mann ist kein Zweifel. Er setzt sich ein für eine große Sache.“

„Brommy glaubt an die deutsche Einheit? Dann muß er ein gottverfluchter Narr sein. Ich weiß es besser als du, Bürgermeister: Dieser Griecher liebt die Macht.“

„Griecher, sagst du?“ Groß griff in das Gespräch ein, denn er mit heimlichen Frohlocken beigezwohnt hatte. Bisher hatte niemand etwas über diesen Gründer der Flotte in Erfahrung bringen können. Er kam aus dem Dunkel! Man hörte nur, er ginge mit unerhörter Tatkraft ans Werk. Aus einem Haufen Schrott hatte er eine Flotte geschaffen. Aus einer zusammengewürfelten Mannschaft von englischen, belgischen, deutschen Seelenten bildete er eine gundsziphierte Truppe. Ein Teufelskerl mußte dieser Brommy sein.

„Und ein Griecher ist er jedenfalls nicht“, sagte Müller. „Brommy ist Deutscher, und das sollten wir alle sein.“

Groß wiegte den schweren Kopf. Das waren gefährliche Ansichten. Er jedenfalls blieb gut oldenburgisch, das war er seinem Großherzog schuldig.

Mochten die da drüben auf ihrer Nationalversammlung in Frankfurt noch soviel von deutscher Einheit und Freiheit schreien.

Die Flotte, ja, das war eine gute Sache. Jeder hier an der Küste mußte ja einsehen, daß eine Flotte gut war. Aber besser hätte es Groß noch gefallen, wenn diese Flotte seinem Großherzog gehört hätte oder wenigstens dem Könige von Preußen.

Hein Weßfswoll stellte vergnügt fest, welche Einigkeit in den Ansichten über die Bedeutung der Flotte zwischen Müller und Groß bestand. Da brauchte ja niemand um ihren Fortbestand zu bangen.

Die drei Männer hatten indessen wacker dem guten Doornkaat zugesprochen. Jetzt wandte sich Müller von der Theke ab und riß das Fenster auf. Hochrufe hallten herein, Musik, Laufen, Lachen, Rufen:

„Brommy! Hoch Brommy,
der ersten deutschen Flotte Admirals!“

III.

Brommy saß am Ostfenster des grauen Hauses und starrte über die Schlenge hinweg auf die Weser hinaus. Grau und träge floß der breite Strom der Mündung zu, strich an den Leibern der Schiffe vorbei, die veräut an den schweren Duc d'Alben lagen.

Seine Schiffe! Die „Barbarossa“, die „Libeck“, „Hamburg“, „Eckernförde“, „Erzherzog Johann“. Er kannte jedes einzelne bis in die verborgensten Winkel hinein, er kannte die Kessel der Maschinen, er wußte, daß die „Barbarossa“ das schnellste der Schiffe war und daß der „Erzherzog“ am ruhigsten im Wasser lag.

Heute lagen die Schiffe tot und still da — wie verwunschen. Kein Kommando klang über die Decks, kein Wimpel flatterte an den Masten. Die schwarztrotgoldene Flagge war eingeholt.

Brommy strich sich über die Augen und versuchte, den Blick abzuwenden von den toten Schiffen. Er sah zu Karoline hinüber, die, über eine Näharbeit gebeugt, am anderen Fenster saß. Ihr Gesicht war streng und herbe. Als sie jetzt den Blick des Mannes spürte, hob sie fragend den Kopf, aber kein Lächeln glitt über ihre Züge.

„Vergrämt und verhärtet ist sie“, dachte der Admiral „Glanz und Herrlichkeit hat sie von der Ehe mit mir erhofft, und Kummer und Tränen wurden ihr Teil. Wie konnte ich sie nur an mich binden, so jung wie sie war!“

Jetzt war Karoline nicht mehr jung, obgleich es nicht mehr als drei Jahre waren, seit er sie zum ersten Mal sah.

So kraftvoll und schön war sie ihm damals erschienen, als sie ihm den Willkommensstrunk bot. Er hatte gespürt, wie sie ihm entgegenbelebte, wie alles in diesem jungen Weibe darum flecte: Nimm mich! Karoline hatte sich damals in eine seltsame Begeisterung gesteigert; für Deutschland, für die Flotte, für den Admiral. Und er hatte geglaubt, diese Begeisterung gälte dem Menschen, ihm, Karl Rudolf Brommy.

Er hatte dieses junge Mädchen zur Ehe genommen. Er war damals Ende vierzig. Lächelnd ließ er den Überschwang ihres Gefühls über sich ergehen. Er sah ihr zu, aber er ließ sie keinen Blick tun in die Tiefe seines Wesens. Er öffnete ihr nicht seine Seele.

Und als dann das Unglück kam, als das Leid nach ihm griff, verstand sie ihn nicht. Sie vermochte ihn nicht aus seiner Einsamkeit zu erlösen.

„Karoline — hättest du in Glanz und Herrlichkeit an der Seite des Admirals leben können, du wärest glücklich gewesen!“

Herb verzog sich Karolins Mund. Sie gab keine Antwort. Da saß er nun und grübelte und tat dem Menschen weh, der ihm am nächsten stand.

Das, was ihr Gesicht schmal und ihre Augen glanzlos machte, war ein anderer Gram als um verlorenen irdischen Glanz. Karoline trauerte, weil sie einsam war.

Sie war hier in dem kleinen Flecken Brake aufgewachsen. Ihr Leben lang hatte sie am Mitteldeich gewohnt. Aber ihr Leben lang hatte sie auch auf den breiten herrlichen Strom hinausblickt, dessen Wellen ins Meer mündeten.

Ihre Seele war nicht eng. Sie liebte Karl Rudolf Brommy, und sie litt um ihn. Sie litt, weil sie den Weg nicht fand, ihm beizustehn in seinem Leid.

Brommys Haare waren in diesen Wochen an den Schläfen ergraut, und auch zwischen den buschigen Augenbrauen schimmerte es weiß. Jetzt starre er wieder mit dieser grenzenlosen Schwermut über die Schlenge auf den Strom.

Scheppernd klang unten die Klingel der Haustür. Feste Soldatenschritte dröhnten über die Steinfliesen des weiten Flures. Erleichtert annete Karoline auf, ihr hatte gebangt vor dem Abendspaziergang, den Brommy um diese Zeit zu machen pflegte. An diesem Abend hätte sie nicht gewagt, ihn allein gehen zu lassen. Ihre Begleitung aber hatte er dabei immer abgelaßt.

Jetzt kam jemand, um die lastende Stille zwischen ihnen zu brechen: Poppe, der junge Kommandant der „Eckernförde“. Zögernd blieb der Offizier in der Tür stehen und senkte den Blick vor dem gespannten Warten seines Admirals:

„Nein, ich bringe keine neue Meldung. Es ist nichts widerrufen. — Ich komme nicht dienstlich zu Ihnen, Herr Admiral.“

Brommy blieb eine Weile still. Dann zwang er sich zu einiger Verbind-

lichkeit. „Sie wollen dem alten Griesgram Gesellschaft leisten? Das danke ich Ihnen, Poppe!“ Brommy verbarg hinter diesen Worten seine Rührung über Poppes Besuch.

In diesen Tagen fanden nur wenige den Weg zu dem Ex-Admiral Birgermeister Müller kam manchmal, aber ihm gelang es nur schwer, hinter dem ungewohnten Gebahren die Erkenntnis der veränderten Sachlage zu verborgen: Brommy war für seine Mitwelt plötzlich ein Mann ohne Bedeutung geworden. Für niemanden konnte es erbaulich oder gar von Nutzen sein, sich weiter mit dem abgedankten Mann zu beschäftigen.

Aber jetzt war dieser junge Kommandant gekommen, und er ließ sich nicht abweisen, er beharrte darauf, Brommy auf seinem Abendspaziergang zu begleiten.

Die beiden Männer wanderten schweigend auf dem Deich entlang.

Brommy drängte sich die Erinnerung auf an den Tag, als er diesen selben Weg mit Karoline gegangen war, von Ehrenpforte zu Ehrenpforte, den ganzen langen Weg von Brake bis Hammelwarden, begleitet von den Hohenrufen der Bürger. Zum Schluß, dicht vor der Hammelwarder Kirche, hatten seine Jungen Spalier gebildet, die 800 Matrosen der Garnison und die Seekadetten des „Erzherzogs“.

Als die Orgel der kleinen Kirche den Hochzeitschoral spielte, hatte Brommy fest geglaubt, Karoline in ein Leben voll Ruhm und Ehre zu führen.

Hart und bitter lachte er auf und schlenderte mit dem Fuß einen Stein in das graue Wasser, das jetzt dicht an den Deich heranreichte.

Poppe mußte den Blick abwenden von diesem granddurchfurchten Gesicht. Leise sagte er: „Können wir nicht noch auf Rettung hoffen?“ Es war ja auch sein Leben, seine Hoffnung, sein Glauben, die zerstört wurden.

Brommy wehrte milde ab. „Es ist keine Hoffnung mehr. Das Volk hat uns vergessen. Es hat die Flotte vergessen über ein neues Spiel. Und die Fürsten? Ja, wenn ich einem von ihnen meine Schiffe überantwortet hätte! Aber ich schuf diese Flotte für Deutschland. Die Fürsten zahlen keinen Pfennig mehr für Deutschlands Flotte!“

Poppe nickte. Was kümmerte die Herren von Bayern, Österreich, Hannover das deutsche Reich? Sie hatten es nicht gewollt. Sie waren auf ihren eigenen Vorreil bedacht, auf ihr eigenes Wohlergehen, auf ihren Geldbeutel. Nein, gar keinen Pfennig wollten sie zahlen für eine Sade, die nicht ihnen allein zugute käme.

Brommys Gesicht war flammend rot geworden. Erregt zwirbelte er den buschigen Schnurrbart.

„Es ist keine Hoffnung mehr für das Forbestehen unserer Flotte.“

„Aber es wird sich doch keiner finden, der sie unter den Hammer bringt“, wandte Poppe ein.

„Doch, Sie werden es erleben. Es gibt genug Lumpen auf dieser Welt.“ Dennoch hoffte auch Brommy, daß ihm und seinen Männern dieses klägliche Ende erspart bliebe. Verzeigern, verschadern — gab es etwas Erbarmlicheres?

Beide Männer hingen ihren düstern Gedanken nach. Der Wind strich über das Schiff, und der Rohrsänger sang sein Abendlied. Der Zwiespalt zwischen dem Frieden der Landschaft und der Zerrissenheit ihrer Seelen tat den Männern weh.

Plötzlich wurde sich Brommy bewußt, daß dieser Deich mit seinen weiden Windungen immer der Schauplatz seiner Erlebnisse gewesen war, seit die Flotte in Brake stationiert war.

Er erinnerte sich an den Tag, da er ihn zum erstenmal entlang gewandert war.

Damals war das Vordelchland eingehüllt in den zarten Schleier des Weisenschaumkrautes, und die gelben Dotterblumen blühten an den sumpfigen Grabenrändern. Der Kiebitz wippte mit seiner weißen Brust zwischen dem frischen Gras.

An Brommys Seite ging Bürgermeister Müller mit weitausholenden Schritten. Berecht wußte er Brommy zu überzeugen, daß Brake hervorragend geeignet sei, Garnison der jungen Marine zu werden. Die Duc d'Alben würde gebaut, um die Schiffe sicher und fest zu veranuen, und natürlich sollte ein Trockendock angelegt werden. Für das Offizierskasino war bereits ein Platz vorhanden: Der Telegraph, den der Großherzog Paul Friedrich August nach russischem Muster vor ein paar Jahren an der Braker Kaje hatte errichten lassen.

Immer bereiteter war der Bürgermeister geworden, der mit kaufmännischem Weitblick die günstige Gelegenheit erkannt hatte, seinem Heimatort eine neue Geltung zu verschaffen. Und Brommy hatte zu allem genickt. Ihm gefiel dieser Müller, der alles so kühl und nüchtern betrachteten konnte und dennoch kein Rechner war.

Aber noch aus einem anderen Grunde hatte Brommy schnell Müllers Plänen zugestimmt: Brake gehörte zu dem Großherzogtum Oldenburg. Und Oldenburg war Amaliens Heimat. Es würde die griechische Königin froh machen, wenn die deutsche Flotte in ihrer Heimat stationiert war.

Amalia war es gewesen, die Brommy die Aufgabe gewiesen hatte, die seine in der Heimat wartete. Griechenland war keine Hoffnung mehr. Aber damals war Deutschland eine neue Hoffnung gewesen. Nicht mehr kleinlicher Haß sollte die Länder zersplittern. Es sollte nicht mehr heißen: Hier Preußen, hier Österreich. Sie wollten getragen sein von einer herrlichen Idee, vereint in einem Willen, das Deutschland hieß.

Dieses neue Deutschland brauchte eine Flotte, und diese Flotte konnte

nur ein Mann schaffen: Karl Rudolf Brommy, Fregatenskapitän in griechischen Diensten.

Brommy setzte all seine Kraft ein für die große Sache. Neben seiner Sachkenntnis brachte er Sauberkeit und Tatkraft und Klarheit mit. Einmal schon hatte er eine Flotte geschaftert aus dem Nichts. Ihn schreckte es nicht, daß die aus aller Herren Länder aufgekauften Schiffe kaum seetüchtig schienen. Er zwang die störrische Mannschaft unter seine strenge Disziplin. Geschickt fand er eine Lösung, auch die englischen und belgischen Seeleute, die er nicht entbehren konnte, für seine Sache zu interessieren. Aber erbarungslos räumte er auf unter den Widersätzlichen, die sein Werk gefährden wollten.

Und eines Tages war er Admiral von 11 stolzen Schiffen und 26 Kanonenbooten gewesen, einer Flotte, die allen ausländischen Kriegsschiffen überlegen war, was Schnelligkeit und Einsatzbereitschaft anbelangte, weil es Dampfschiffe waren.

„Wenn ich daran denke, wie diese Flotte, die jetzt vernichtet werden soll, damals bei Eckernförde den Sieg über die Dänen errang!“ Poppe war mit seinen Gedanken zu dem selben Punkt gelangt wie Brommy. Der sah seinen jungen Kommandanten an und nickte.

„Wir zerschossen ‚Christian VIII.‘ und enterten die ‚Gefon‘. — Und ich ritte mein Pferd zusehnden, um es Ihnen zu melden!“ — „Aber Karl Groß kam Ihnen zuvor!“ vollendere Brommy, und der Schatten eines Lächelns glitt über sein verhärmtes Gesicht, als er an den sich überbierenden Eifer dieser beiden jungen Menschen dachte. Ja, das war der glücklichste Tag seiner Marine gewesen. Danach hatte er nie wieder eine Siegesmeldung erhalten, freilich auch keine Niederlage, und das war vielleicht das Bitterste: Tot war seine Flotte. Nie war sie außer diesem einen Mal zum Einsatz gekommen.

Einmal hatte Brommy versucht, die Flotte aus dieser Untätigkeit herauszureißen, damals, als er zum ersten Mal eine Lockerung der Disziplin verspürt hatte. Er hatte ein Bravourstück leisten wollen, um sich und der Welt zu beweisen, daß er keine Paradefflotte befähigte, sondern daß seine Schiffe jederzeit einsatzbereit wären. Schon damals hatte man in Österreich, in Bayern und Sachsen wenig Lust verspürt, zu der hohen monatlichen Kosten von 35 000 Talern für diese Flotte beizutragen. Sie schien doch nicht mehr als ein bloßes Aushängeschild, das allenfalls den Pfeifersäcken an der Nordsee zugute kam.

Brommy hatten dieser Sport und diese Anfeindungen rasend vor Zorn gemacht. Ohne einen Befehl von Frankfurt abzuwarten, ließ er eines Tages die „Barbarossa“, die „Hamburg“ und „Lübeck“ auslaufen, um den dänischen Fregatten die Lust zu nehmen, angesichts der deutschen Küste friedliche deutsche Kaufahrtschiffe zu kapern.

Die Schiffe hatten englische Kapitäne, englische Maschinisten und zum Teil

auch englische Mannschaft an Bord. Nur die „Hamburg“ wurde von dem deutschen Kapitän Reichert befehligt.

Aber das Kriegsspiel war zu aller Zeit ein Spiel der Männer. Da es gegen die dänische Fregatte „Valkyrien“ ging, waren alle gleichemmaßen bei der Sache.

Die Salven rollten über das Meer und hallten wieder von dem roten Felsen Helgoland. Kapitän Reichert wollte in seinem Eifer die „Valkyrien“ entern. Da domerte von der Insel das Warnungssignal „englisches Hohheitsgeheiß“.

Am Horizont tauchten vier weitere dänische Fregatten auf. Brommy mußte den vergeblichen Kampf aufgeben trotz des Murrens der Schiffbesatzungen und ihrer Kapitäne.

Er ließ Kurs auf die Elbündung nehmen und wich dadurch geschickt der Übermacht aus.

Allerdings war diese Flucht durchaus nicht das, was sich die Besatzung nach der Langeweile der Liegezeit erhofft hatte. Und als der Kommodore dann gar zur Feier dieser Flucht in Hamburg ein Bordfest vorbereiten ließ, gab jeder sein Mißfallen deutlich kund.

Brommy blieb ungerührt und ließ alle Lampions in Hamburg aufkaufen, um seine Schiffe damit zu schmücken.

Die Hamburger Damen freuten sich vergebens auf dies Bordfest. Um Mitternacht ließ der Admiral seine Schiffe mit abgehenderen Lichtern auslaufen mit Kurs auf die Weseründung.

Während die Dänen ruhig schliefen, weil sie Brommy ja mit seinem Bordfest in Hamburg beschäftigt glaubten, durchlief das kleine Geschwader der deutschen Flotte die schwere Blockadekette, von den dänischen Kriegsschiffen vor die Weser gelegt.

Dieses Husarenstück zur See wurde derzeit viel belacht.

Jetzt mußte Brommy denken, was ihm und seinen Männern an Demütigungen erspart geblieben wäre, wenn sie damals den Kampf mit der vernichtenden Übermacht angenommen hätten.

Läge die Flotte versenkt auf dem Grund des Meeres, so könnte sie nicht mit Schmach und Schande meibetend verseigert werden.

Welch bitteren Schicksal hatte er seine Flotte bewahrt! Weder bei den Deutschen selbst noch im Ausland wurde sie als rechtmäßig anerkannt. Lauter und lauter wurde der Schimpf, diese Flotte wäre eine Piratenflotte. Man drohte damit, Kapitän und Mannschaft zu henken, wo immer man ihrer habhaft werden könnte. Unehrlieh wäre die schwarzrothgoldene Fahne.

Und die Nationalversammlung in Frankfurt nahm diese Beschimpfung hin. Mit Stillschweigen ging sie darüber hinweg. Es gab keinen Mann mit politischem Weiblick, mit persönlichem Mut, der für die deutsche Flotte eingetreten wäre.

Und das Volk? Dieses Volk, das im Frühling 1848 in heller Begeisterung durch die Straßen gestürmt war, um den Fürsten die deutsche Einheit ab-zuzwingen; das hungern und darben wollte für sein Reich, das zu jedem Opfer bereit schien für die deutsche Flotte?

Begeisterung, Opfersinn waren schnell verfliegen. Der Unterhalt der Flotte verschlang große Summen. Niemand hatte Lust, diese Kosten zu tragen.

In den Küstenstädten sprach man hin und wieder noch von der deutschen Flotte. Aber die Binnenländer, die nie das Meer gesehen hatten, wandten keinen Gedanken mehr an Brommys Werk.

Die Fürsten rieben sich die Hände. Solange der Fanatismus der Massen nach einer Flotte schrie, hatten sie klug geschwiegen, um diese Bessensheit nicht zum Wahnsinn zu steigern. Aber jetzt konnten sie dieser lästigen Einrichtung, dieser Brommyflotte, die ihnen allenfalls Krieg mit England eintragen konnte, den Garaus machen. Sie stellten einfach ihre Zahlungen ein.

Zwar der oldenburgische Großherzog Paul Friedrich August, der Sympathie seiner Tochter Amalia für diesen Brommy gedenkend, verwandte sich noch einmal für die Flotte bei dem Könige von Preußen und konnte ihr 100 000 Taler zur Verfügung stellen. Das waren drei Monate Frist, ein vier-tel Jahr, bis wieder die Segelmacher, Krämer, Bäcker, Schlächter nach ihrem Gelde verlangten, bis wieder der Sold für die Mariner fällig war.

Erst August von Hannover fühlte sich, von Eifersucht getrieben, bemüht, dem Oldenburger nachzueifern und ebenfalls eine Summe zur Verfügung zu stellen. Preußen und Osterreich wetteiferten eine Weile miteinander, beide mit dem Endzweck, dieses Machtinstrument in die eigene Hand zu bekommen.

Ja, wenn Brommy sich hätte entschließen können, einem dieser Länder sein Werk zu überantworten! Aber er hatte eine *deutsche* Flotte geschaffen, sie sollte der Ausdruck der Einheit des Reiches sein. Wie könnte er seiner Idee untreu werden?

Seine Weigerung machte ihm alle Potentaten zu Feinden. Keiner zeigte noch irgendwelches Interesse für diesen eigensinnigen Mann, der so offensichtlich gegen seinen eigenen Vortheil arbeitete. Die Folge waren nicht endende Geldschwierigkeiten.

Da tauchte von irgendwo das Gerücht auf, Brommy würde seine Flotte dem Ausland verpfänden. Dann würde das deutsche Reich gezwungen sein, die Schiffe auszulösen. Niemand wußte, woher dieser infame Gedanke kam, am wenigsten Brommy selbst. Jedenfalls aber entfachte er den Unmut gegen den Admiral zur hellen Flamme.

Gleichzeitig wurde offenbar, daß sein Werk von innen ausgehöhlt war: Durch die Langeweile der erzwungenen Muße war die Disziplin der Mann-

schaft gelockert. Die Mariner wurden sässig und widersetzlich. Sie hatten es gründlich satt, Kanonenrohre zu putzen, für die weder Pulver noch Blei vorhanden waren oder Decks von Schiffen zu scheuern, die nie aus dem Hafen liefen. Und diese rebellierenden Seesoldaten waren eine Plage für das Land. Nein, sie mußten hinweg missamt ihrem finsternen Admiral.

Sein Werk war zerbröckelt, war zernübt von den Widerwärtigkeiten des Alltags. Was nützte dem Admiral sein Glaube an die Notwendigkeit der deutschen Flotte, was nützte ihm aller Opfermut? Wie eine Schlange wand sich der Eigenmutz der Menschen heran, und ersticke das letzte Symbol deutscher Einheit.

Das Ende war bitter und schmachtvoll: Meisbietend unter dem Hammer sollte die Flotte versteigert werden.

„Ich glaube nicht daran“, sagte Poppe jetzt. „Welcher deutsche Mann wird sich zu dieser Henkerstat bereithfinden?“

Brommy antwortete nicht.

Die beiden Männer waren jetzt wieder auf dem Rückweg bei der kleinen Hammelwälder Kirche mit ihrem blauen Schindeldach angelangt. Hinter der hohen Backsteinmauer lag der Kirchhof. Wie gut mußte es sein, dort unter den hohen Bäumen auszuruhen von aller Qual.

„Die Frau Admiral!“ schreckte ihn da Poppes Stimme aus seinen Gedanken. Karoline kam eilig den Deich entlang. Sie lief mehr, als daß sie ging. Ihr sonst so beherrschtes Gesicht war gezeichnet von wildem Schmerz. Beibend blieb sie vor den Männern stehen.

„Hannibal Fischer!“ keuchte sie. „Er hat sich bereit erklärt, die Flotte zu versteigern. Alle haben sich geweigert: Mosle, Geppert, Erdmann, Bourignon, von Wangenheim, keiner dieser Männer will seine Hände beschmutzen mit so kläglichem Tat. — Aber Hannibal Fischer! Dieser kleine Regierungspräsident aus Birkenfeldt will die Auflösung der Flotte übernehmen. Das ist sein Preis für die Ernennung zum Reichskommissar. Er will dein Werk verschadern, Karl Rudolf, er will deine Treue und Liebe verwandeln in Taler und Pfennige!“

Weinend warf sich Karoline dem Mann an die Brust, des jungen Offiziers nicht achtend, nicht achtend der Neugierigen. Gedankenlos streichelte Brommy ihr glattes strenggeschneiteltes Haar. Er starrte weit über sie hinweg.

Deutsches Schicksal...

Vernichtet, in den Staub getreten. Hohnlachend, verachtungsvoll würde das Ausland dieses Schauspiel genießen:

Deutschlands Ehre von Deutschen beschmutzt,
Deutschlands Treue von Deutschen verraten,
die Liebe zu Deutschland ein Sport.

„Warum, mein Gott, läßt du mich dies erleben? Warum muß ich und so mancher wackere deutsche Mann solche Schmach erleiden?“

Wie in einem Traum ging Brommy neben seiner Frau und Poppe den Weg zurück. Er war allem Irdischen entrückt. Der Schmerz über die endgültige Vernichtung seines Werkes hatte ihn überwältigt.

An der Kaje blieb er stehen und starrte auf die Schiffe, die an den Dued'Alben lagen.

Wieviel Glauben, wieviel Hoffnung lag in diesen Schiffen! Sie sollten das einigende Band für Deutschland sein. Und jetzt war bestimmt worden, sie unter den Hämmer zu bringen. Verstreut würden sie werden in aller Herren Länder.

In Schmach und Schande endete die deutsche Flotte durch deutsche Schuld.

Weder Poppe noch Karoline wagten, dem Mann in das finstere Antlitz zu sehen, es war verkrampft von einem rasenden Schmerz.

Wozu mußte er dies erleiden? Hatte er nicht mit all seiner Treue dieser Flotte gedient, selbstlos und opferbereit?

Und für sein ehrliches Wollen wurde er nun bestraft mit Elend und Verachtung. Sport war sein Lohn.

In düsterer Verzweiflung starrte Brommy über das Wasser. War denn alles ohne Sinn? Das ganze Leben ohne Sinn? Warum ließ Gott zu, daß die Schlechteren über sein Werk triumphierten und es vernichteten? War der Teufel stärker als Gott?

Einmal schon hatte Brommy erlebt, wie der Idealismus eines Volkes im Sande versickerterte, wie es die kreuzigte, die ihm wohlwollten: Damals in Griechenland. Aber das waren Griechen gewesen. Brommy hatte sein eigenes Volk so hoch über diese elenden Krämer und Schadener gestellt.

Und nun mußte er erkennen, wie kläglich und bar aller Selbstatzung die Deutschen waren.

Lohnte es sich noch, in einem solchen Volke zu leben? Der Admiral beduere Poppe, er möge Karoline nach Hause geleiten. Die beiden wagten nicht, Einspruch zu erheben. Sie begriffen, Brommy komme jetzt nicht die Enge eines Raumes um sich erragen. Er mußte allein sein.

Karoline saß starr und steif in ihrem Stuhl am Fenster. Sie begab sich nicht zur Ruhe in dieser Nacht. Sie lauschte auf die Schritte der Vorübergehenden. Karl Rudolf würde nicht zurückkehren. Er würde diesem sinnlosen Leben ein Ende bereiten.

Seltam unbewegt dachte Karoline diesen furchtbaren Gedanken.

Aber dann in der Morgendämmerung kam er heim, mit müden schweren

Schritten. Karoline vermochte nicht, ihm entgegenzugehen. Mit beiden Händen klammerte sie sich an die Stuhllehne.

Sein Gesicht war grau, und sein dunkles Haar hing wirr herab. Als er die Frau am Fenster gewahrte, öffnete er mühsam den Mund zum Sprechen:

„Auf den Stein wird gehämmert, um den es lohnt.“
Schweigend nahm er die Hand der Frau in die seine.